

7. **Resisting Bodies I: Körper(-Erfahrung)** als Widerständigkeit am Beispiel von **Somatic Experiencing®**

Prozesse des *Somatic Experiencing®* (wie auch die in Kap. 8 thematisierten Tanzprozesse), sollen nachfolgend angeschlossen an Nietzsches Idee der Kraft der Vergesslichkeit und der Ausleibung von Gedächtnisspuren, Foucaults Konzept der Selbsttechnik sowie mit Deleuze und Guattari als Formen der Derritorialisierung des Organismus, als (Tier-)Werden aufgefasst werden. Traumaarbeit wie auch *Contact Improvisation* (Kap. 8) können als transformative Selbsttechnik als heterotopischer Raum konzeptionalisiert werden (vgl. Kap. 6.3), innerhalb desselben zunächst das eigene Geworden-Sein als Konstituierung eines Selbst- und Fremdverhältnisses innerhalb der politischen Bedingungen sichtbar werden kann, insofern man es bei diesen Verhältnissen immer mit Körperpolitiken zu tun hat. Körperpolitiken sind in den Körper eingeschriebene gesellschaftliche Bewertungen, Ideale, Subjekt-Positionierungen samt der traumatischen Dimension, die sie bilden.

Deleuze und Guattari verweisen nämlich, in meinen Augen, auf mögliche deterritorialisierbare physische Landkarten, die allzeit zu politischen Körperkartografien gerinnen. Bei ihnen lässt sich, wie bei Nietzsche, eine *Körperkraft* ausmachen, die dadurch, dass das Subjekt sich bestimmten Praktiken hingibt, sich gesellschaftlichen Identitätsentwürfen entgegenzustellen vermag. Bei Deleuze/Guattari ist das der Organismus, bei Nietzsche das Ich. Setzt das Subjekt sich *Selbstpraktiken* aus, wird es vielleicht von etwas überrascht, von einer Intensität, einem Werden, das von ihm selbst nicht *ohne weiteres* eingeholt werden kann – sich ihm entzieht¹: Emergenz. Können Prozesse mikroskopischer Körperwahrnehmung, geschlechtlich und anders codiert, Reterritorialisierungen deterritorialisieren? Wie lässt sich das

1 | „Mann oder Frau zu sein, das gibt es in der Musik nicht mehr“, schlagen sie darum vor (ebd.: 414, Herv.i.O.). Die Stimme gilt hier zunächst als physische Körperlandkarte: deterritorialisiert, während die dieser entgegengesetzte Frau- beziehungsweise Mann-Stimme die körperpolitische, reterritorialisierte Landkarte ist.

Tier-Werden als Verhältnis von Ruhe und Bewegung verstehen? Die Neuverhandlung von Levines SIBAM-Elementen und Nietzsches Übersetzungsleistungen von Nervenimpulse in Bilder in Laute in Worte (vgl. Kap. 3.3.2) sollen, angeschlossen an Deleuzes und Guattaris Perspektive, als molekulare Neu-Zusammensetzungen von Gefügen betrachtet werden. Dabei ist es letztlich unerheblich, ob es sich im Sinne Levines (1998; 2006; 2011) um Überlebensmechanismen handelt. Schließlich sind dies ebenso Zuschreibungen an eine eigenwillige, zuckende und vibrierende Physis, eben nur *eine* Deutungsform derselben. Es geht vielmehr um das Spiel zwischen dem zuckenden Körper und den geschlechtlich oder anders codierten Bedeutungen. Die ‚Falldarstellungen‘ sollen also auch als Deterritorialisierungen, als Werden, Tier-Werden gelesen werden.

Dabei handelt es sich nicht um exakte Rekonstruktionen von „Behandlungsfällen“ (es geht nicht darum, die Wirksamkeit oder Effektivität von Therapien oder einer Traumaarbeit im gesundheitspragmatischem Sinne nachzuweisen), es kann sogar sein, dass einzelne Parameter der Handlung erfunden sind – nicht zuletzt, um die Anonymität der Klient_innen zu gewährleisten. Es handelt sich zuweilen um undeutlich gewordene Erinnerungen an Behandlungssituationen, die durch Aufzeichnungen gestützt sind. Erinnerungen, die ‚meinen Stempel tragen‘, und somit subjektiv sind, in dem Maße wie die Autorin selbst als ‚weiblich‘, weiß, akademisch, westlich usw. subjektiviert wird – die zudem aus der Machtgefälle implizierenden Rolle der Therapeutin formuliert werden, somit Herrschaftserinnerungen sind. Da aber andere nicht zur Verfügung stehen, soll dies an dieser Stelle zumindest offen gelegt werden.

Ähnlich wie Deleuze und Guattari ihre Ausführungen zu „Intensiv-Werden“, „Tier-Werden“, „Unwahrnehmbar-werden“ (Deleuze/Guattari 2002: 317) beginnen, nämlich mit den „Erinnerungen eines Kinogängers“, sollen hier Ereignisse „undeutlich und in groben Zügen“ wiedergegeben werden (ebd.: 318). Das geschieht programmatisch, um nicht den Eindruck zu erwecken, es handele sich bei der Wiedergabe der Klient_in-Therapeut_in-Begegnungen und der Geschehnisse um eine Art Erhebung ‚biometrischer Wahrheiten‘. Es kommt hier also nicht darauf an, eine Biografie oder einzelne ‚traumatische Ereignisse‘ möglichst korrekt darzustellen, sondern ein Schlaglicht zu werfen auf die Momente des Neuverhandelns, der Reorganisation von Erfahrungen, Momente, in denen eine vibrierende Kraft der Vergesslichkeit sich den Raum nimmt, Momente der Deterritorialisierung, der Rückübersetzungen von kulturell konstruierten Bedeutungen in den Originaltext des Leibes, der Erneuerung von Wahrnehmungs- und Seinsweisen. Zunächst wird dafür auf die Kraft der Irritation und des Unbehagens in ihrer Unterschiedlichkeit mit Blick auf das Trauma und die somatische Dimension von Widerständigkeit eingegangen. Dabei wird ein Bogen von einem politischen Diskurs des Unbehagens

zu einem physiologischen geschlagen. *Unbehagen* spielt nämlich eine zentrale Rolle in der Initiation von Widerständigkeit, und alle Klient_innen formulieren ein Unbehagen.

7.1 UNBEHAGEN (UND IRRITATION)

Der Impuls zur Widerständigkeit speist sich nicht zuletzt aus dem *Unbehagen*.² Mareike Teigler, die sich (im Anschluss an Deleuze/Guattari) mit möglichen Fluchtlinien der Kontrollgesellschaft auseinandersetzt, schlägt vor, den Impuls widerständigen Handelns im *Unbehagen* zu sehen. Unbehagen, so verstanden, kann womöglich auf die Körperkraft einer (verinnerlichten) politischen Landkarte hindeuten. Unbehagen³ kann mit Teigler zunächst als ein „Ort der Unsicherheit, der Irritation“ (Teigler 2011: 8) verstanden werden. Unbehagen bildet den *Topos* „des Einstichs in die horizontalen Linien machtförmiger Strukturen“ (ebd.: 8) und ist Ausgangspunkt für Widerständigkeit, der „emergente Entwicklungen in Gang setzt[t]“ (ebd.). Unbehagen verweist also stets auf das Eingebundensein der Einzelnen in machtförmige Strukturen. Unbehagen soll hier so gelesen werden, dass sich dieses bis zur Unerträglichkeit steigern kann, und somit auf das traumatische Eingebundensein, das mithin ausweglose Eingebundensein in Macht- und Herrschaftszusammenhänge verweist. Während Teigler die Variablen *Irritation* und *Unbehagen* synonym zu verwenden scheint, wie sie auch beide Begriffe eher abstrakt und spekulativ hält, möchte ich versuchen, die Begriffe *somatisch-leiblich* ‚zu erden‘ und zudem zwischen *Irritation* und *Unbehagen* zu differenzieren.

Irritationen können als die Vorstufe des Unbehagens verstanden werden. Irritationen sind noch kein Unbehagen. Wenn Irritationen aber zur Panik oder zur Rage anwachsen, und wenn Panik und Rage unerträglich werden, dann folgt häufig eine Dissoziation. Die Dissoziation kann mithin als eine Form stark gesteigerter *Irritation* verstanden werden.⁴ In diesem Fall möchte ich an dieser Stelle von *Unbehagen* sprechen. Die Dissoziation als der mögliche und gesteigerte Fall der Irritation kann also in meinen Augen ein *somatisch-leibliches* Pendant zu der von Teigler mithin abstrakten geisteswissenschaftlichen Spekulation zu (Irritationen und) Unbehagen darstellen. Irritation wie Unbehagen verweist bei Teigler wie auch in dieser hier vorge-

2 | Zum Unbehagen als Impuls einer normativitätskritischen Kraft vgl. auch Maurer 1996: 1-12.

3 | Teigler (2011) skizziert im Rückgriff auf Helmuth Plessner und Gilles Deleuze eine Theorie des Unbehagens als Widerstand gegen die Kontrollgesellschaft.

4 | Levine (2006) sieht in der Irritation die Vorstufe zu extrem hohen Erregungszuständen und damit wahrscheinlichen Dissoziationen (vgl. Funke-Kaiser 2006).

schlagenen Lesart auf Wahrnehmungsmöglichkeiten von Subjektivierungsformen, in die die Einzelnen eingebunden sind. Emergente Entwicklungen entstehen demnach durch *Irritation/Unbehagen* auf der Ebene des Subjekts. Sie sind der Anstoß für soziale Veränderungen. Das Unbehagen kann nun aber, anders als bei Teigler, die zwischen Irritation und Unbehagen nicht affekttheoretisch unterscheidet (vgl. ebd.), eine ‚Symptombildung‘ darstellen, die über einen längeren Zeitraum persistieren kann (zum Beispiel ‚Anorexie‘ oder das Gefühl, unbelebt zu sein). Die *Irritation* hingegen dauert in der Regel nur einen kurzen Augenblick an. In der Irritation scheint meist eine unbekannte Potenzialität der Intensitäten des Körpers *neben* der produktiven Einschränkung durch einverlebte Bilder und Glaubenssätze auf, und wird spürbar. Die erfahrene Koexistenz von Möglichkeitsraum und Beschränkungsraum sorgt, nach meiner Erfahrung, solange für Irritation, bis die neu ‚entdeckte‘ Potenzialität integriert wird. Irritation geht in der Regel nur mit einer kurzen gefühlten Handlungsunfähigkeit einher. In der augenblicklichen Koexistenz beider und der durch die scheinbare Inkompatibilität ausgelösten Irritation besteht meines Erachtens der Kernpunkt der Möglichkeit zur Transformation des Subjekts. Die Übergänge zwischen Irritation und Unbehagen sind aber fließend. So kann zum Beispiel das Gefühl der Schutzlosigkeit augenblicklich sein oder dauerhaft. Irritation wie Unbehagen können beide, momentan oder beständig, auf Repressionserfahrungen hindeuten, und damit einen Anstoß für Widerständigkeit darstellen. In manchen Fällen, wenn Unbehagen zu groß wird, kann allerdings die Handlungsmächtigkeit stark eingeschränkt sein. Das bedeutet: Dissoziative Zustände führen mithin zu einem stark eingeschränkten Handlungsspielraum (vgl. auch Kap. 8.6). Die Irritation ist in den meisten Fällen eine produktive Kraft zur Transformation und Reflexion von Selbstverhältnissen (vgl. auch Kap. 8.5). Das Unbehagen kann, insofern es sich nicht schon bis zur Zermürbung und Lähmung (Passivierung) gesteigert hat, ein Impuls für die Transformation von Selbstverhältnissen, von Herrschaftsverhältnissen als Repressionserfahrungen darstellen. Unbehagen eignet sich nicht zuletzt als *Topos* von Widerständigkeit, weil er sowohl auf die verletzende Kraft einer (verinnerlichten) politischen Landkarte hindeutet wie auch auf die *liminale verletzbare* Dimension von Körpern, die sich im Kontinuum aufspannen zwischen einem zugrunde gehen an verletzenden Reden (Sterben eines symbolischen oder sogar materiellen Todes) und lebendiger Widerspenstigkeit.

7.2 FALLDISKUSSIONEN

Die Dokumentation der ‚Fallbeispiele‘⁵ folgt bestimmten Fragestellungen, Abläufen und Bezügen. Es wird zunächst ein Ausschnitt aus einer Traumaarbeit-Sitzung wiedergegeben, der dann im zweiten Schritt mit Bezug auf die genannten Theorien sowie, je nach Fallbeispiel und hierin unterschiedlichen Interpretationsschwerpunkten, darüber hinaus mit weiteren körpersozialen Analysen wie der von Hilge Landweer zu *Scham und Macht* (1999), Laura Bieger *Zur Körperwerdung von Bildern* (2008), Béatrice Zieglers Analysen zur Dominanz der Sexualität im feministischen Umgang mit Frauenkörpern (2003), Jean Kilbournes Vorlesungen zur Gewaltsamkeit der medialen Produktion von Frauenkörpern (2010) sowie Raywn Cornells Konzepten zu hegemonialer Männlichkeit (2006). Die Auswahl der Theoretiker_innen erfolgt vor dem Hintergrund des in diesen Ansätzen vertretenen feministisch-kritischen beziehungsweise gendersensiblen Blicks auf Körperprozesse. Körperfunktionen sind in diesen Bezügen mit Macht- und Herrschaftsstrategien bereits in Bezug gesetzt. Da die Erfahrungen der Klient_innen, die diese in der therapeutischen Situation machen, daraufhin betrachtet werden sollen, wie geschlechtliche Subjektivierungen und vor allem Strategien und Dynamiken der Widerständigkeit sich verstehen lassen, bieten sie zusätzlich zu den poststrukturalistischen Metatheorien das *framework* der Analyse. Da es mir aber um die physiologischen Details gleichermaßen geht, ohne die in meinen Augen gar nicht gebührend verstanden werden kann, wie sich Machtverhältnisse in die Körper einschreiben, und welche Formen der Zurückweisung als Ausleibung es geben mag, und die bei den genannten Autor_innen kaum Eingang finden, werden hier zudem die therapeutischen Situationen vor dem Hintergrund metalogischer Konzepte diskutiert.

Dabei soll erstens die Frage gestellt werden, um welche Art eines traumatischen Hintergrundgeräusches es sich jeweils handelt, und zweitens, wie sich das *Unbehagen* oder die *Irritation* als Impuls für Widerständigkeiten äußert, und drittens, worin genau jeweils die *widerständige Praxis* besteht. Die folgenden Beschreibungen sind meinen Dokumentationen der Therapiestunden (meist direkt im Anschluss an die jeweiligen Stunden/Sitzungen) nachgeformt. Stilistische Änderungen sind vorgenommen worden, inhaltliche Ergänzungen nur, insofern die Protokolle unvollständig waren. Auf eine genaue Zeitangabe wie den Behandlungsort (s.o.) wird dann verzichtet, wenn die Anonymität der Patient_innen beziehungsweise Klient_innen damit gefährdet wäre. Die ein-

5 | ‚Fall‘ oder ‚Fälle‘ schreibe ich in distanzierenden Anführungszeichen, um mich kritisch von der Verobjektivierungstendenz abzusetzen, die durch den Begriff „Fallbesprechungen“ zum Ausdruck gebracht wird. Hier geht es letztlich um Erfahrungen von Menschen, nicht um Objekte – Fälle.

zernen ‚Fallbesprechungen‘ sind jeweils unterteilt in erstens die Schilderung der Situation, und zweitens die Diskussion der Situation.

7.2.1 Lena:⁶ „A leap into a new meaning“, oder: These legs are made for walking ...

Situation

Es ist Bewegungstherapie,⁷ *All-genders-Gruppensetting*⁸ in einer psychosomatischen Klinik, Station für Erwachsene. Die Gruppe findet einmal wöchentlich für 50 Minuten statt. Es nehmen dort ‚Patient_innen‘ mit vielerlei ‚Diagnosen‘ teil.⁹ Es sind einige ‚magersüchtige‘ Patient_innen darunter. Ziel der Gruppe ist es, die Patient_innen einzuladen, ihre Körperwahrnehmung zu intensivieren, weil viele darüber klagen, sich in ihrem Körper unwohl zu

6 | Die Namen der Klient_innen wurden allesamt geändert.

7 | Ich arbeitete in diesem Setting grundsätzlich nach der Methode der integrativen Bewegungstherapie. Die integrative Bewegungstherapie ist ein unter anderem von Hilarion Petzold entwickeltes bewegungs- und wahrnehmungsorientiertes Modell zur Behandlung psychischer Störungen auf der Basis eines ganzheitlichen beziehungsweise leibphänomenologisch inspirierten Weltbildes. Zu Methodik und Ablauf von integrativen Bewegungstherapien vgl. etwa Annette Höhmann-Kost (2002). Darüber hinaus ist meine Arbeit stark von Elementen meiner Ausbildung in *Neuem Tanz* bei Keric (San Francisco) (2003), darin besonders Aspekten des *Body-Mind-Centering*® (BMC) nach Bonnie Bainbridge Cohen sowie meinen Weiterbildungen bei der Performancekünstlerin Anna Halprin (San Francisco) beeinflusst. Zudem durch meine Weiterbildung zur stabilisierenden Traumaarbeit bei Luise Reddemann. Es werden im Weiteren Anmerkungen zu den Methoden und Praxen erfolgen, insofern dies für das Verständnis für die von mir hier zu illustrierenden Transformationsprozesse nötig ist. Eine ausführliche Darstellung der Methoden führt hier zu weit, weil die Konzentration in dieser Studie auf der körpertherapeutischen Methode *Somatic Experiencing*® beziehungsweise der Tanzform *Contact Improvisation* (Kap. 8) liegt.

8 | Eine Teilung der Gruppen nach Geschlechtern, die ich etwa im Falle von durch sexualisierte Gewalt traumatisierten Frauen ratsam finde, wird von der Klinikleitung erst zu einem späteren Zeitpunkt genehmigt.

9 | ‚Patient_innen‘ wie ‚Diagnosen‘ schreibe ich in Anführungszeichen, um mich von der medizinalisierenden vereindeutigenden Definition und Segregation von kranken und gesunden Menschen zu distanzieren. Vielmehr gehe ich mit Behnke (2002) und Bourdieu (2005) davon aus, dass es sich bei psychosomatischen Krankheiten im weitesten Sinne um Soziosomatisierungen gesellschaftlicher Macht- und Kräfteverhältnisse handelt. In diesem Sinne sind alle potenziell und je nach politischen Bedingungen der Existenz „somewhat shaken“, wie Behnke es ausdrückt (2002: 14), und bedürfen der Solidarität.

fühlen, „sich nicht zu spüren“. Der Zugang, den ich in diesem Fall verfolge, ist unter anderem von Bonnie Bainbridge Cohen inspiriert. Es geht hier neben anderen Aspekten darum, Anatomie entlang der Systeme Organe, Skelett, Flüssigkeiten, Drüsen, Hormone, Bänder, Faszien leiblich erfahrbar zu machen, und als Ausgangspunkt für Bewegungsforschung zu nehmen (vgl. Bainbridge Cohen 1993: 3f.). Bainbridge Cohens Tanzhilfestellungen sind meist programmatisch unterstrukturiert, um den explorativen Charakter zu gewährleisten. Deswegen kombiniere ich diese, um den kaum tanzerfahrenen Patient_innen Orientierung zu geben, mit strukturierenden Elementen und Bildern anderer Provenienz. Zum Erfahren der Systeme stelle ich den Teilnehmenden kinästhetische, visuelle, propriozeptive oder taktile Bilder zu Verfügung.¹⁰ Die Bilder beziehen sich dabei immer konkret auf die ‚tatsächliche‘ Anatomie des Körpers beziehungsweise den derzeitigen Wissensstand über die Körpersysteme.¹¹ In der hier besprochenen Situation arbeite ich mit dem System „Skelett“.¹² In einer Vorübung (*Warm-up*) lade ich zunächst dazu ein, durch den Raum zu gehen, und den Gang zu verlangsamen, dabei das Abrollen der Füße am Boden bewusst wahrzunehmen. In der darauffolgenden Übung geht es darum, das Zusammenspiel der Gelenke, das nötig ist, um gehen zu können, zu beobachten. In einem weiteren Schritt lasse ich die Patient_innen mit der Unterscheidung zwischen Scharnier- und Rotationsgelenken experimentieren: Fußgelenke, Hüftgelenke und Schultergelenke sind Rotationsgelenke, Knie- und Ellbogengelenke Scharniergelenke:¹³ Dafür bringe ich in der Regel einen derzeitigen Anatomieatlas mit. Der Fokus wird dadurch auf die Wahrnehmung der eigenen Anatomie gelenkt. Der Experimentier- und Aneignungscharakter besteht in einem Abgleich: Wie sieht es aus, wie lässt es sich bewegen, und wie fühlt es sich an?¹⁴ Während des Experimentierens

10 | Zur Differenzierung der Visualisierungsformen vgl. Franklin 2006: 76ff.

11 | Bainbridge Cohen geht davon aus, dass die Anatomieatlanten und die Medizin längst nicht ‚alles entdeckt haben‘. So geht sie etwa von einem Steißbeinkörperchen aus, das sie in ihre eigenen Zeichnungen des Körpers integriert, welches von der Mainstream-Medizin nicht anerkannt wird. Bainbridge Cohen orientiert sich in ihren Forschungen zu experimenteller Anatomie unter anderem an dem, was menschenmöglich erfahrbar ist (vgl. Ka Rustler, persönliches Gespräch).

12 | Ich entscheide mich für das skelettale System, weil in der Gruppe einige dabei sind, die emotional instabil sind. Die Arbeit mit der Knochenstruktur stabilisiert häufig, während die Arbeit mit den Flüssigkeiten oder dem endokrinen System eher aufwühlend ist und meist Emotionales zu Tage bringt.

13 | Diese Übung stammt meines Wissens von Rudolf von Laban. Ich habe sie von Keriac übernommen.

14 | Begrenzungen etwa werden, über andere mögliche Begrenzungen ‚individueller‘ Art hinaus, besonders bei den Scharniergelenken deutlich. Hier zeigt sich die Liminalität

gebe ich meist eine Musik dazu, so dass die ‚Patient_innen‘ bald und fast unmerklich in einen „Tanz der Gelenke“ übergehen. Ich lade immer wieder ein, nicht ‚gegen den Körper‘ zu arbeiten, sondern ‚mit dem Körper‘. Das bedeutet, die eigenen Grenzen zu respektieren, und die jeweiligen körperlichen oder andere Limitationen zu integrieren, wenn nötig erfinderisch zu sein, und die Übung so abzuwandeln, dass die Übungen mühelos durchführbar sind. Eine Abwandlung wird nicht als „falsch“ bezeichnet, sondern als neue Form, als kreative Leistung. Es geht darum, Achtsamkeit und Wertschätzung für *alle* Körper auszudrücken. Danach ist Entspannungsphase, und dafür ist eine Körperachtsamkeitsübung im Liegen oder Sitzen an der Reihe. Ich leite eine „Reise durch den Körper“ an, das heißt, die Patient_innen sind eingeladen, von den Füßen bis zum Kopf ihren Körper achtsam wahrzunehmen. Hierfür erwähne ich die Körperteile und attribuiere sie niemals! Ich sage: „Nehmen Sie bitte ihre Füße, Knie, Unterschenkel, Oberschenkel, Becken usw. achtsam wahr ...“

Die Patient_innen werden am Ende gebeten, die Augen wieder zu öffnen (falls sie sie geschlossen hatten), und „mit der vollen Aufmerksamkeit wieder in den Raum zurückzukommen“.¹⁵ Am Ende der Gruppentherapiestunden führe ich in der Regel eine Feedback-Runde durch, eine gängiges psychotherapeutisches Ritual, in dem ‚Patient_innen‘ mit den Mitpatient_innen und mit dem/der Therapeut_in teilen können, welche für sie eventuell bedeutsamen Erfahrungen in der Stunde gemacht wurden, beziehungsweise wie die augenblickliche Befindlichkeit ist. In dieser von mir beschriebenen Stunde äußert eine junge Erwachsene, Lena, die wegen Anorexie in der Klinik ist, sie habe zum ersten Mal wirklich verstanden, dass ihre Beine ja zum Laufen da sind, und dass man mit ihnen Dinge tun kann, tanzen beispielsweise, sie habe immer geglaubt, ihre Beine müssten schlank sein und sie seien dazu da, halt sexy auszusehen.¹⁶

Lena nimmt zunächst eine unbehagliche *Irritation* wahr, die mit dem Auftauchen einer neuen erlebten Wirklichkeit verbunden ist, nämlich dass ihre Beine nicht nur zum Repräsentieren – zum „Sexy-Sein“ da sind, sondern, dass man mit Ihnen Dinge tun kann. Die anfängliche *unbehagliche Irritation*, die mit dieser neuen Wirklichkeit verbunden ist, weicht bald einer Erleichterung. Lena beschreibt weiter, dass sie sich jetzt „etwas freier und leichter fühlt“, dass

des Körpers; Scharniergelelne lassen sich nur in zwei Richtungen bewegen, überspannt man den Bogen, kommt es zu Verletzungen, die eigene Verwundbarkeit wird erfahrbar.

15 | Ich lehne mich hier an eine Körperwahrnehmungsübung von Luise Reddemann an. Vgl. Reddemann 2000: 33.

16 | Es handelt sich hier um eine genaue inhaltliche Wiedergabe des Gesagten in der indirekten Rede, laut meinem Protokoll.

sie sich nun eher „ganz“ wahrnimmt und nicht „so reduziert“.¹⁷ Was hat zu dieser Erneuerung der Erfahrung geführt?

Diskussion

Aus motologischer Sicht lässt sich die Situation mit Manfred Bechstein wie folgt diskutieren: Über die Übungssequenzen ist Lena in Kontakt mit Körperwissen, auch als „Körperkenntnis“ (*Body Knowledge*) bezeichnet, gekommen.¹⁸ Die Körperkenntnis bezeichnet „die faktische Kenntnis von Bau und Funktion des eigenen Körpers und seiner Teile“ (Bechstein 2006: 4). Demgegenüber stehen die sogenannten „Körpereinstellungen (*Body Attitudes*)“ (ebd.). Hiermit ist die „Gesamtheit der auf den eigenen Körper, insbesondere auf dessen Aussehen gerichteten Einstellung, speziell die (Un-)Zufriedenheit mit dem eigenen Körper (*Body Satisfaction*)“ (ebd.: 1) gemeint. Gemäß Bechstein stehen nun „die Entwicklung der Vorstellung vom eigenen Körper in seinen *physischen* Gegebenheiten sowie die Einstellungen, Haltungen und Wertungen ihm gegenüber [...] in enger Wechselwirkung zur Entwicklung der Handlungskompetenzen“ (ebd.). Beide Bereiche der Persönlichkeit bedingen sich gegenseitig.

Die Vorstellungen oder Einstellungen zum eigenen Körper strukturieren sich „in einem persönlichen Körperkonzept, welches unbewusst und bewusst die Möglichkeiten eröffnet, in bestimmter Weise am sozialen Leben teilzuhaben“ (ebd.). Innerhalb eines neoliberalen Schönheitsregimes (vgl. McRobbie 2010) aber sind, so die hier zu vertretende These, die Parameter zugunsten der *Körpereinstellungen* verschoben, das bedeutet, der Körper, der repräsentiert (Repräsentationskörper), tritt zum Vorteil des Empfindungskörpers (Leibsein) und des funktionalen Körpers (Körperhaben) in den Hintergrund.¹⁹ Im Zuge der Prägung der Körpereinstellungen – des Körperfildes – durch den medialen Bildersturm, wird das Körperhaben, die Vergegenständlichung des eigenen Körpers durch sich selbst, als Folge der Internalisierung von Fremdvergegenständlichungen zum zentralen *Modus Operandi* – das Leibsein (Empfindungskörper) wie auch der Bezug zum (eigenen) funktionalen Körper (Funktionskörper) werden in den Hintergrund gerückt. Die Amerikanerin Laura Bieger

17 | Hier und im Weiteren werde ich die Erfahrungen der Klient_innen nicht im Konjunktiv wiedergeben, wie dies im Rahmen von Fallbesprechungen im klinischen Kontext üblich ist. Die mit dem Konjunktiv zum Ausdruck kommende Distanzierung von Klient_innen und ihrem Erleben stellt in meinen Augen selbst einen Herrschaftsmechanismus dar wie auch ein potenzielles Absprechen der Erfahrungsrealität der Klient_innen und das Recht auf eine eigene Deutung des Erlebten durch die Kliniker_innen.

18 | Vgl. dazu Bechstein 2006.

19 | Die Unterscheidung zwischen „Repräsentationskörper, Empfindungskörper und Funktionskörper“ stammt von mir. Ich habe dieses Konzept zur körper- und tanztherapeutischen Arbeit wie zur Performancearbeit entwickelt (vgl. Wuttig 2013b: 71f.).

formuliert in einer Kennzeichnungsbewegung des schönen Körpers, als Konsituens von Anerkennungsökonomien, eine doppelte Entrückung des Körpers. Eine doppelte Entrückung deswegen, weil der Körper zugunsten seiner ästhetischen Betrachtbarkeit (Repräsentation) sowohl aus der Dimension des Körperseins wie auch der Dimension des Körperhabens entrückt wird:

„Nicht nur schöne Körper tun dies, aber ihre Einladung zur ästhetischen Betrachtung und die mit ihr verbundene doppelte Entrückung des Körpers aus dem existentiellen Bereich des Körpers-Seins und dem funktionalen, nützlichen Bereich des Körpers-Habens lässt einen markanten Teil der Produktions- und Wirkungsmechanismen in den Vordergrund treten, um die es im Folgenden gehen soll.“ (Bieger 2008: 54)

Durch die Produktion ästhetisch betrachtbarer Körper wird es besonders für viele Mädchen und Frauen, die nach wie vor die Hauptadressatinnen des Schönheitsdiskurses bilden, wichtiger, wie sie aussehen, was sie repräsentieren, als eine faktische und letztlich erfahrbare Kenntnis über den Bau und die Funktion der Teile des eigenen Körpers zu erwerben. Indem die Individuen in einer bewussten wie unbewussten Abgleichungsbewegung versuchen, sich den Körperbildern anzupassen, ihnen ähnlicher zu werden, betrachtbar zu werden, und damit sichtbar, werden die existentiellen Körperdimensionen zugunsten der Ikonenhaftigkeit des Körpers eingeklammert. Bieger spricht, wenn auch im Kontext von Angleichungen durch Schönheitsoperationen, von einer „buchstäblichen Einverleibung beziehungsweise Körperwerdung von Bildern“ (Bieger zit. nach Penz 2010: 25). Jedoch bedarf es meiner Ansicht nach keiner dramatischen Form der Angleichung, wie sie Schönheitsoperationen darstellen. Schon die unbewusste *Mimesis* – Imitation – von Bildern führt zur Körperwerdung von Bildern, wenn man darunter die Beschneidung der existentiellen Körperdimensionen versteht.²⁰ Im Fall der jungen Erwachsenen Lena ist ein westlich-moderner Schlankheitsdiskurs zum Körper geworden. Das Bild, die Repräsentationsaufgabe, hat sich bis tief in die Denk- und Empfindungsweisen – die Wahrnehmungsschemata – eingegraben. Dies ist möglich, weil die existentiellen Körperdimensionen in den Hintergrund rücken konnten. Bieger etwa, die sich mit der Wirkung von schönheitsnormativen Bildern auf das Subjekt in einem kritisch-affirmativen Bezug auf Lacan auseinandersetzt, betont, dass die Produktion idealisierender Körperbilder und die Anerkennungs- beziehungsweise Anpassungsdynamiken, die diese in west-

20 | Aus der jüngsten Embodimentforschung (Koch 2011) ist bekannt, dass Menschen mithin unbewusst Andere und Bilder von Anderen kopieren (Koch 2011: 53; Walsh 2014): Mimetische Verkörperungen, die immer auch ihr affektiv-symbolisches Pendant und Erinnerungsproblematiken tragen, bilden somit nicht einen Teilbereich, sondern ein Kernstück sozialisierender Prozesse (vgl. auch McDowall 2012: 5).

lich-modernen Gesellschaften auslösen, nicht automatisch zu einer „Verwundung oder Zerstörung“ (Bieger 2008: 64) führen müssen, aber durchaus „traumatisierte Körper“ hervorbringen können (ebd.: 65). Dies gilt besonders für ein Schönheitsregime, innerhalb dessen Schlankheit zum wesentlichen Teil einer westlichen intelligiblen Form von ‚Weiblichkeit‘ wird.²¹ Die Anorexie stellt in diesem Zusammenhang nur eine Extremform einer historischen Weiblichkeitsform dar. Susan Bordo schreibt mit Verweis auf Susie Orbach:

„For Orbach anorexia represents one extreme on a continuum on which all women today find themselves, insofar as they are vulnerable, to one degree or another, to the requirements of the cultural construction of femininity.“ (Bordo 2003: 47)

Der Rückbezug auf das in Schönheitsgesellschaften vernachlässigte Körperwissen (Körperkenntnis) (s.o.), im Folgenden als der Funktionskörper in Abgrenzung zum Repräsentationskörper (Körpereinstellungen) bezeichnet, kann, wie das Beispiel zeigt, ein Korrektiv zur einverlebten Schönheitsgesellschaft darstellen. Dies, indem in der Körperwahrnehmungsarbeit die existentiellen Körperdimensionen zuungunsten der massenmedial produzierten, bildhaften Dimension entfaltet werden. Während der massenmediale Schönheitsdiskurs den weiblichen Körper beständig attribuiert und damit seine Weiblichkeit markiert, etwa als: „smooth, soft, even, calm“ usw.²² Wird in der Arbeit mit imaginativem Anatomiewissen (s.o.) der Körper nicht attribuiert, sondern in Bezug auf seine mögliche anatomische Funktionsweise erläutert, etwa: Die Wirbel gleiten beweglich aufeinander, vom Steißbein bis zum Atlas. Anders als die Attribuierungen und sexualisierenden Parzellierungen von ‚weiblichen‘ Körperteilen (vgl. Penny 2012: 24; Kilbourne 2010), die sich einverleiben und zu einer verzerrten wie reduzierten Wahrnehmung des eigenen Körpers führen können, werden in der Arbeit mit erfahrbarem Körperwissen die Körperteile in Verbindung zu anderen Körperteilen visualisiert. (Das Zusammenspiel der Schulterblätter mit der Wirbelsäule und den Hüftgelenken zum Beispiel.) Dass eine junge Frau eine Irritation dadurch erleben kann, dass sie – wie „zum ersten Mal“ – nicht nur kognitiv versteht, sondern erlebt und erfährt, dass ihre Beine zum Laufen da sind, kann als Verweis darauf gelesen werden, dass ein Schönheitsregime seine repressiv-produktive Kraft zumindest in diesem Körper entfaltet hat. Bilder, wie Laurie Penny sie nachfolgend treffend kennzeichnet, hatten sich dem Leib der jungen Frau wohl aufgeprägt:

21 | Zum Zusammenhang von medial produzierten Schönheitsidealen und Anorexie vgl. Bordo 2003: 50ff.

22 | Holly Porteous hat Attribuierungen des ‚weiblichen‘ Körpers als Körperproduktionen am Beispiel russischer Frauenzeitschriften herausgearbeitet (vgl. Porteous 2013: 144ff.).

„Dessous spannen über idiotisch überdehnten Leisten und überall, auf Buchdeckeln, Müslipackungen und Schachteln mit Damenbinden, symbolisieren rumpflose Beine in High Heels mit Stilettoabsätzen den wohldurchdachten, auf Frauen abzielenden Konsumentenimperativ, der danach drängt, genuin erotische Impulse zu ersetzen.“ (Penny 2012: 24)

Die Arbeit mit erfahrbarer Anatomie hat Lena womöglich unterstützt, wahrzunehmen, „wofür Körper da sind“ (Orbach 2012: 167). Medial produzierte und inkorporierte Schlankheitsbilder konnten in diesem Fall einer Reflexion in Form einer noch möglichen (anderen) Erfahrung als der des verobjektivierten Körpers zurückgewiesen werden. *Damit wurde auch eine Spur einer Konstruktion weiblicher Identität zurückgewiesen.* Es ist, als ob eine physiologische Dimension ‚hinter‘ der sozialen oder kulturellen Form aufgetaucht ist (vgl. Lepkoff 2008) (vgl. Kap. 8.4.1), zumindest bekommt sie als eine weitere Dimension mehr Gewicht. Damit kann auch die Wechselwirkung zwischen der Vorstellung vom eigenen Körper und seinen physikalischen Gegebenheiten neu organisiert werden.

Die traumatische Dimension besteht hier in der Einverleibung von verobjektifizierenden Körperbildern, die im Fall von Lena zu einer selbstverletzenden Existenzweise – der anorektischen Existenzweise geführt hat. *Die widerständige Praxis* bestand in einer Deterritorialisierung. Der dem Körper und hier in besonderer Form den Beinen aufgeprägte *soziale* Sinn – erotisierende lange ‚Stiletto-Beine‘ – konnte zurückgewiesen werden, neben einer reterritorialisierenden dominanten körperpolitischen Landkarte (Attribuierungen: „*sexy* Beine“) konnte eine deterritorialisierte *physikalische Körperlandkarte intensiviert* werden. Es konnten *Gelenke werden* – Deterritorialisierung –, wo der Organismus als gesellschaftlich gendercodiertes ‚Stiletto-Bein‘ seine Besetzung innehatte. Nicht zuletzt besteht die widerständige Praxis darin, die in den Hintergrund gerückte *Dimension des somatischen Erlebens des kinästhetischen Potenzials* zu intensivieren oder überhaupt zu beleben. Mit Elisabeth Behnke (2002) gedacht – (die sich in ihren Ausführungen zu *embodiment* unter anderem auf Husserl bezieht) –, gibt es eine anthropologische Möglichkeit, die darin besteht, die eigenen Bewegungen nicht nur durchführen zu können, sondern sie empfinden zu können, was sie als *embodiment* bezeichnet. Jene „*embodied*“ Dimension der somästhetischen Sensibilität (engl. *somaesthetic sensibility*)²³, die *gespürte* Gewissheit, sich bewegen zu können – das Husserl’sche „Ich kann“ (engl. *I can*), die sich aus der sensorischen Wahrnehmung von Körperbewegungen, Berührung, Schmerz, Körperempfindungen, der Position der Gliedmaßen speist, gerät

23 | *Somaesthetic* ist im Englischen definiert als: „the sensory perception of bodily feelings, like touch, pain, position of the limbs etc“ (Online-Wörterbuch, www.collins-dictionary.com, letzter Zugriff am 20.03.2013).

nach Behnke in eine Krise, wenn Menschen Gewalterfahrungen wie zum Beispiel Vergewaltigungen ausgesetzt sind (Behnke 2002: 9). Es kann in diesem Fall zu einer Unterbrechung der Verbindung von Bewegung und Empfindung der Bewegung kommen. Behnke spricht in diesem Fall von einer dissoziativen Verkörperung des Gewalterlebnisses (engl. *dissociative embodiment* (ebd.: 5). Behnke gebraucht den Terminus „dissociation“ in einer Erweiterung der klinischen Form. Sie will mit dem Begriff *dissociative embodiment* auch alltägliche Unterdrückungserfahrungen vieler Menschen umreißen, wenn sie Folgendes festhält:²⁴

„I am not concerned with severe, pathological ‚dissociation‘ in the clinical sense of the term, but with more common type of experience: a ‚spacing out‘ or ‚switching off‘ in which one is physically present in the situation, but experientially absent, to a greater or lesser degree, in the sense that one is going through the motions, carrying on with the task or encounter, but without actually feeling one’s own body.“ (Ebd.: 5, Herv.i.O.)

Die Verbindung zwischen Bewegen und Fühlen war auch im Fall von Lena unterbrochen. Damit ist ein menschenmögliches Potenzial, nämlich die Beine in der Bewegung wahrnehmen zu können, mit Kirkengen gesprochen „unmade“ (Kirkengen 2001) (vgl. Kap. 5.1.3). Im Fall von Lena ist das *unmaking* nicht ohne weiteres auf einen ausgewiesenen, sexualisierten, gewaltsaufgeladenen Übergriff rückführbar. Vielmehr wurde als ‚Ursache‘ in dem anschließenden Einzelgespräch der Wunsch formuliert, einem Schönheitsideal zu entsprechen. Es ist also denkbar, dass allein die Omnipräsenz der Bilder schlanker, sexualisierter und fragmentierter Körper den beschriebenen dissoziativen Effekt auf Frauen haben kann (vgl. dazu auch Kilbourne 2014). Wie bereits erwähnt, werden verobjektivierende Bilder über mimetische Prozesse einverleibt. Mimesis kann dabei mindestens vier Dynamiken erwirken, die zu einem dissoziativen Körpererleben führen können. Erstens: Über die Körperwerdung von Bildern und den damit verbundenen *Flächeneffekt* wird die Wahrnehmung des Körpers in seiner *fleischlichen Dreidimensionalität*²⁵ verunmöglich, genauer, es wird die Illusion erzeugt, man sei zweidimensional. Zweitens: Über die Identifikation mit einem Bild und den Blick von außen auf das Bild, das man selbst ist, wird eine kinästhetische Wahrnehmung potenziell erschwert. Drittens: Die Fragmentierung der Körper in Körperteile auf den Bildern erschwert eine auf den

24 | Behnke konzentriert sich auf die alltäglichen latenten und manifesten Gewalterfahrungen von Frauen in Form von Übergriffen und Vergewaltigungen, weitert den Geltungsbereich aber auf multiple Unterwerfungserfahrungen innerhalb von kapitalistischen Ökonomien aus (Behnke 2002: 14).

25 | Ich beziehe mich hier auf ein Lehrkonzept von Bonnie Bainbridge Cohen (vgl. Ka Rustler, persönliches Gespräch).

ganzen Körper bezogene Wahrnehmung. Und viertens: Körperteile (in diesem Fall Beine) können, wenn sie den medial produzierten Idealen nicht entsprechen, mithin nur über den Preis eines Scham- oder gar Ekelgefühls in Bewegung gespürt werden.²⁶ Sich vom eigenen Körpererleben zu dissoziieren, kann dann eine Abwehrstrategie sein: in diesem Fall nicht gegen einen physischen Übergriff (wobei dieser nicht kategorisch ausgeschlossen werden kann), sondern gegen die symbolischen Gewaltformen, die tagtäglich in Form idealistischer Körperfildproduktionen auf das Subjekt einprasseln.

Durch die Anwendung der oben skizzierten ‚bewegungstherapeutischen‘ Strategie, die darin besteht, den eigenen Körper bewusst zu erleben, konnten sich Bewegung und Bewegungsempfindung wieder verknüpfen. Die bewusste Hinwendung zum eigenen, theoretisch empfindbaren, aber häufig dissoziierten Körper über eine Vielzahl somatischer, achtsamer Körperpraktiken, die an keine partikulare Technik gebunden sein müssen, die das Erkunden von Bewegungsmöglichkeiten einschließen, das Initiiieren und Variieren von Bewegungen, das Sich-Spüren usw., können, wie das Beispiel zeigt, eine Form der Ermächtigung im Falle von (alltags-)traumatisierten Körpersubjektivitäten darstellen.²⁷

Über die Zurückeroberung des somästhetischen Potenzials, das „Beine-Werden“ – nun mit den Worten Deleuzes – kann das passieren, was mit Peter Levine (2006) als eine „Neuverhandlung“ der in den Leib eingeschriebenen traumatischen Bedeutungen bezeichnet werden kann (vgl. Kap. 7.2.1), oder mit den Worten Patočkas als „a leap into a new meaning“ (Patočka zit. nach Behnke 2002: 3). Das Hervortreten einer ‚neuen‘ Bedeutung, in diesem Fall: „Die

26 | Viele Mädchen berichteten mir in den therapeutischen Bewegungsgruppen, dass sie sich schämen, wenn sie ihre Beine bei Laufen bewusst spüren, weil dies den Gedanken an Fettleibigkeit (auch bei nicht-,adipösen‘ Mädchen) hervorruft.

27 | Siehe auch Behnke 2002. Behnke bezeichnet Körperachtsamkeitsarbeit (nicht nur) für Menschen nach erlebten Vergewaltigungen als „embodiment work“ (ebd.: 1). In diesem hier besprochenen Fall ist, wie in allen Fällen, nicht auszuschließen, dass es in der Biografie von Lena Erfahrungen sexualisierter Gewalt gibt, die *zudem* zu einem „disassociative embodiment“ geführt haben. Mit Behnkes wie auch Kilbournes Ansatz (2010) ist jedoch klar, dass der Übergang zwischen Vergewaltigungserfahrungen und alltäglichen Verobjektifizierungserfahrungen fließend ist (vgl. Behnke 2002: 14). Behnke spricht anders als Kilbourne (2014) nicht nur von Verobjektifizierungserfahrungen von Frauen, sondern von sozial-politisch geformten Körpern, von einer Krise der Wahrnehmung des eigenen Körpers: „In other words, the crisis of embodiment is not just something happening ‚elsewhere‘ and affecting certain unfortunate ‚others‘: rather, these overt violations are situated within a broader encompassing style of embodiment, and more research into the social shaping – and silencing – of alienated bodies is clearly called for.“ (Ebd.: 13, Herv.i.O.)

Beine sind zum Laufen da.“ Widerständigkeit ereignete sich hier nicht zuletzt dadurch, dass eine physikalische Dimension einer körperpolitischen Dimension gegenübergestellt wurde.

7.2.2 Hannah: Bauch werden

Situation

Im folgenden Beispiel geht es um Hannah, 24 Jahre, Schülerin der *Lichtenberger®*-Stimmschulungspraxis.²⁸ Hannah kommt auf Anraten ihrer *Lichtenberger®*-Gesangslehrerin, die mit der Methode SE vertraut ist. Hannah äußert ihr Unbehagen wie folgt: Im Gesangsunterricht kommt es immer wieder zu Situationen, in denen sie in ihrem Lernprozess „stecken bleibt“, sie fühlt sich häufig entweder „sensomotorisch blockiert“, das heißt, sie findet keinen gefühlten Zugang zu ihrem Brust- und Bauchraum, oder aber emotionale Reaktionen (heftiges Weinen) überwältigen sie, und erschweren den Fortgang des Gesangstrainings.

Ihre *Lichtenberger®*-Lehrerin hatte den Verdacht, dass es sich um traumatische Erfahrungen handeln könnte, die im Körper (in den Faszien) gespeichert sind, und die im Rahmen der Durchführung der Gesangswahrnehmungstechniken, wie etwa „Sog im Gewebe“ herstellen, wieder abgerufen werden.

Hannah erklärt mir, dass es nach der *Lichtenberger®*-Methode von großer Bedeutung ist, das Singen „geschehen zu lassen“. Singen geschieht nicht so sehr aus dem Tun, aus einer sympathischen Enervierung heraus, weiß sie, sondern aus einem Zustand von Tiefenentspannung, in einer Balance von Entspannung und Anspannung: Wohlspannung. Wird im Gewebe zu viel Spannung festgehalten, ist dies für das Gelingen der Gesangstechnik hinderlich. Hannah berichtet, dass sie Schwierigkeiten hat, ihren Bauch zu entspannen. Sie habe eine enorme ‚Loslasshemmung‘, weil sie sich dann auch hässlich vorkommt. Schließlich sei sie „sehr dick“ und sie schäme sich, wenn der Bauch „so dick nach vorne heraus steht“. Das Loslassen sei aber wichtig für die Atmung und die Stimmbildung. Das Bauch-Einziehen sei bei ihr, weil sie sich immer dick fühle, zu einem Reflex geworden. Selbst wenn sie es jetzt nicht machen wolle, ist der „Bauch-einzieh-Reflex“ schon automatisiert.

Hannah beobachtet in der bei mir stattfindenden *Somatic-Experiencing®*-Sitzung ihre Körperkonfigurationen. Nach einer kurzen Weile der Behaglichkeit nimmt sie die Anspannung im Bauch wieder deutlicher wahr. Bei dem Versuch, ihr Bauchgewebe loszulassen, merkt sie, wie sie wieder anfängt, sich zu schämen. Ich lade Hannah ein, die Scham im Körper wahrzunehmen. „Wo und wie nehmen Sie die Scham wahr? Beobachten Sie, bitte, diese Empfin-

28 | Die *Lichtenberger®*-Methode wurde 1982 von der Sängerin und Medizinerin Gisela Rohmert begründet.

dung ... wie sie sich eventuell verändert, eventuell kommen Impulse, geben Sie diesen behutsam nach.“

Hannah nimmt zunächst eine unbehagliche Enge im Brustraum war. Nach einer Weile beginnt von den Fingern aus zunächst eine feine Bewegung, wie ein Wegschieben von etwas, von der Körpermitte weg. Daraufhin wird es Hannah sehr heiß, und ein feines Zittern entsteht in den Armen. Im Brustraum entsteht sodann mehr Weite, die sich behaglicher anfühlt. Die mit der Scham assoziierte Enge lässt sich durch die Schiebebewegung (unvollendetes Verteidigungsimpuls) und die darauffolgende Entladung lösen (vgl. Kap. 4.6.1-4.8). Auf der affektiven Ebene nimmt Hannah nun keine Scham mehr wahr. Stattdessen etwa Zorn, aber keine überwältigende Wut. Auf meine Frage, ob sie weitere gedankliche Assoziation zu den Körperkonfigurationen und der Wut hat, berichtet sie, dass ihr Vater oft ihren Körper kommentieren würde, sie sei dick usw. Jetzt, in diesem Moment, würde sie die Empörung darüber spüren, gleichzeitig bekämen diese Kommentare weniger Maßgeblichkeit – als ob sein Gerede von weiter weg kommen würde.

Auf meine Frage, ob sie das jetzt körperlich wahrnehmen kann, wenn das Gerede von weit weg her kommt, spürte sie mehr Weite um sich herum, und im Torso mehr Ruhe, der Bauchraum entspannte sich noch etwas mehr. Auf der affektiven Ebene äußerte sie jetzt Zuversicht – auch im Hinblick auf den Fortgang ihrer Ausbildung.

Diskussion

Gemäß der Theorien Levines (1998; 2006; 2011) ist hier eine motorische Verteidigungsbewegung abgeschlossen worden, die in der traumatischen Situation nicht durchgeführt werden konnte. Das Unbehagen, das Hannah äußerte, besteht in der Unmöglichkeit, das Bauchgewebe loszulassen, Zugang zu ihrem Bauch zu bekommen. Die traumatisierende Situation besteht in der Kommentierung des Körpers durch ihren Vater, aus seiner väterlichen Sprecherposition vor dem Hintergrund eines westlichen Schönheitsdiskurses, der sein Sprechen intelligibilisiert.

An Behnkes (2002) und Kirkengens (2001) Perspektive des *dissociative embodiment* angeschlossen (vgl. Kap. 5.1) wie an die im Anschluss an Gehring (2007), Herrmann/Kuch (2007) und Delhom (2007) getätigten Überlegungen zur symbolischen Gewalt als Alltagstrauma²⁹ lässt sich formulieren: Die Anpassungsdynamik an einen Schönheitsdiskurs, hier zusätzlich transportiert über die machtvolle Sprecherposition des eigenen Vaters, hatte auf der physiologischen Ebene dazu geführt, dass die Bauchmuskulatur von Hannah unter hoher Anspannung stand. Gemäß Elisabeth Behnke (2003) sind chronische Muskelanspannungen und damit geringe Durchlässigkeit (senso-somatische

29 | Vgl. Kap. 5.7.

Empfindung) ein zentrales Traumasymptom.³⁰ Das hängt damit zusammen, dass die Erleidenden sich unwillkürlich vor antizipierter Gewalt schützen. Da auch bei Hannah kein Fall von ‚konkreter Vergewaltigung‘ oder ‚physischer‘ Traumatisierung bekannt ist (dies kann trotzdem wie im ‚Fall‘ Lena nicht ausgeschlossen werden), sondern Hannah – in Zusammenhang mit ihrem Unbehagen, das darin besteht, die Anspannung im Bauch nicht lösen zu können, um in die für das Singen nach *Lichtenberger*® nötige Wohlspannung zu gelangen – die Erfahrung von symbolischer Gewalt schildert, die Erfahrung eines wiederholten verletzenden Sprechaktes durch ihren Vater, ist davon auszugehen, dass symbolische Gewalten, verletzende Sprechakte, sich vergleichbar einer physischen Traumatisierung – wie Behnke (2002) das etwa für die Vergewaltigung analysiert – in den Körper einschreiben und ähnliche muskuläre Schutzhaltungen (Muskelpanzerungen) hervorrufen, nach dem Motto: Diese Beleidigung, die mich mit einer Aufschlagsenergie treffen kann, soll nicht wie ein Projektil feststecken (vgl. Gehring 2007: 218) (vgl. Kap. 5.6), sondern an den Muskeln abprallen. Durch die *Embodiment*-Arbeit, die in diesem Fall aus einer Kombination aus *Lichtenberger*®-Gesangsstunden und einer Sitzung in *Somatic Experiencing*® bestand, konnte allmählich die sich dem Leib gewaltsam aufgeprägte Ikone, das vom „existentiellen Körper abgerückte Körperbild“ (Bieger 2008: 54), zurückweisen werden. Die Zurückdrängung der existentiellen Körperrealität geschieht also nicht nur imaginär, sondern geht Hand in Hand mit physiologischen Vorgängen. Bieger beschreibt weiter, dass die existentielle Realität des Körpers mit einer „besonderen Konsequenz“ (ebd.) zurückgedrängt wird. Diese besteht darin, dass seine „Schönheit [nach vorn tritt] und [sich] wie ein Überschuss ein Stück weit von ihm [dem Körper, B.W] ab[lässt]“ (ebd.). Genau auf diese Weise wird „im Auge des Betrachters [...] der Körper zum Körperbild“ (ebd.). Aus der Perspektive einer Performancekünstlerin gesprochen weiß ich, dass dies der Moment ist, wo man Gefahr läuft, aus der kinästhetischen Wahrnehmung herauszufallen (vgl. Kap. 7.2.1 u. 8.6). Das kann bedeuten: Man steigt aus der eigenen Körperempfindung aus, und subjektiviert sich in eine Außenperspektive auf sich selbst hinein. In dem Fall: ein unbeatmetes, und damit unbewegliches Abziehbild.

Marc Walsh veranschaulicht in seinem Dokumentarfilm zu seinen Integrationstrainings *Bodies in the Media – Gender Stereotypes and Postures in the Media* (2014) eindrücklich (anhand seines eigenen Körpers), wie das kaum vermeidbare und mithin unbewusste Kopieren medialer Darstellungen zu einer veränderten Atmung und Körperhaltung führt. Der Imperativ des allzeit flachen und schlanken Bauchs führt dazu, dass die Luft angehalten wird, dass die Atmung

30 | Bei Behnke heißt es: „A third way in which violation is ongoingly embodied involves heightened bodily tension, as when one is constantly tensing oneself in advance against violation.“ (Behnke 2002: 4)

auf den obereren Brustbereich reduziert wird. Jenes ‚Anhalten‘ des Atems kann auf Dauer zu nervlichen Anspannungen, Angst, Unsicherheit und Aggressionen führen (vgl. Walsh 2014). Das an das Schönheitsideal angepasste Atmen verhindert nach Walsh ein *sense of o.k.-ness* (vgl. ebd.). Zusammengefasst kann man sagen, dass hier eine Geschlechter- und Schönheitsmacht so wirkt, dass sie bestimmte Zugänge zur sensomotorischen Wahrnehmung verschließt. In dem die Haltung sich der Akteurin einschreibt, sich habitualisiert, ist sie zu einem (vorübergehenden) Automatismus geworden, von dem die Betreffende sich nicht *ohne weiteres* distanzieren kann. Das *gesellschaftliche* Ideal ist zumindest vorübergehend zu einer leiblich-affektiven Realität geworden.

In der SE-Sitzung gelang die Zurückweisung eines hegemonialen Körperfildes über die Auseinandersetzung mit der somatischen Dimension des Gefühls, welches es im Gepäck hat und produziert. Hier die Scham: Hilge Landweer hat in ihrer Schrift *Scham und Macht* (1999) auf die machtproduktive Rolle der Scham zur Aufrechterhaltung sozialer Hegemonien, Machtstrukturen, sozialer Normen hingewiesen. Soziale Normen³¹ werden von den Individuen eingehalten, weil die Nicht-Anerkennung der Norm mit unangenehmen Schamgefühlen verbunden ist. Da die Scham keine willentlich-intellektuelle Leistung ist, sondern eine leiblich-affektive Dimension erhält, können die Individuen sich ob des Gefangen-Seins in der eigenen leiblichen Dimension von ihr nicht ohne weiteres distanzieren.³² Bei einem Normverstoß zeigt das sich schämende Subjekt „etwas [...] von sich, was nicht an diesen Ort gehört“ (Landweer 1999: 37). Die Scham ist somit auch Hinweis auf ein Austreten aus den oder An-die-Grenze-Stoßen der von den regulativen und produktiven Macht- und Herrschaftsverhältnissen gesetzten Rahmen und Vorzeichen.

Besonders für Frauen ist ein westliches, neoliberales Körperideal zum normativen *Standard* geworden, dem sich viele Frauen unterwerfen. Nicht aus Torheit, sondern weil damit die für das soziale Überleben verbundene soziale Anerkennung einhergeht (vgl. Wuttig 2014). Indem ein kollektives *Ideal*, hier des schlanken weiblichen Körpers, als *Standard* anerkannt wird, das

31 | Um eine soziale Norm handelt es sich nach Landweer dann, wenn eine Maxime von allen anerkannt wird, *nota bene* wenn die/der Betreffende, die/der sich schämt, unterstellt, dass diese Norm auch für andere relevant ist (vgl. Landweer 1999: 68): Dabei reicht die implizite Präsenz des anderen: Bei Landweer heißt es: [...] [I]m Normbegriff [ist] selbst bereits der Aspekt der nur unterstellten oder tatsächlichen Perspektive anderer mitgedacht, die für die Schamerfahrung konstitutiv ist.“ (Ebd.)

32 | Landweer schreibt: „Scham lässt sich dadurch charakterisieren, dass man mit dem Schamgefühl selbst – allein dadurch, das man es hat – anerkennt, sich im weitesten Sinne falsch verhalten zu haben: Man hat gegen eine Norm verstoßen, der man sich nicht entziehen kann. Das heißt nicht, dass man diese Norm auch intellektuell anerkennen muss.“ (Ebd.: 37)

heißt zum internalisierten und einverleibten, persönlichen Standard wird, sind Individuen, wenn sie das *Ideal* nicht erfüllen, beschämbar – denn sie glauben ja, einen *Standard* nicht erfüllt zu haben (vgl. ebd.: 70). Die Kluft zwischen Standard und Ideal verschwimmt also. Auf diese Weise spielt auch bei der Inkorporation traumatischer Körperbilder Scham eine machtregulative Rolle. Die Beschämbarkeit und letztlich Hannahs Schamgefühl bestehen zunächst in der Überzeugung, dem Glaubenssatz (*meaning*), dass ein flacher, zusammengepresster Bauch ein Standard darstellt, den sie, wenn sie die Tieffenentspannung zulässt, nicht erfüllt. Hannah schämt sich, weil sie, wenn sie den Bauch gehen lässt, etwas, das gemäß der Norm sprichwörtlich nicht an diesen Ort gehört (s.o.), zeigt. Selbst nachdem die Schülerin die unbewusste Nacheiferung des Ideals mit der Gesangslehrerin reflektiert, fällt es ihr schwer, die Entspannung im Gewebe/in der Muskulatur zuzulassen – denn dann wölbt sich der Bauch wieder hervor. Das bedeutet, der Affekt der Scham und der darauf rasch folgende Einzieh-Reflex waren als Habitus in den Körper eingeschrieben. Scham hat eine sanktionierende Macht (vgl. ebd.: 199). Als affektives Bewusstsein fungiert sie als Bindeglied zwischen normativen Standards und den Wahrnehmungselementen, und bindet somit die Physikalität an die soziale Ordnung: Subjektivierung. Der Neuphänomenologe Hermann Schmitz schreibt dazu:

„Ohne affektives Bewusstsein wäre nämlich alles in Neutralität getaucht, als ein Komplex von Weltelementen, zu denen außer Temperaturen und elektrischen Ladungen freilich noch Gedanken, Empfindungen und Strebungen gehören könnten, aber nicht mehr jemand, der sie hätte.“ (Schmitz zit. nach ebd.: 158, Herv. B.W.)

Aus machtkritischer Sicht ist nun problematisch, dass affektive Bewusstseine sich entlang einer „sozialen Objektivität der Gefühle“ herausbilden, und „zum Einsatz für Macht und Herrschaft werden können“ (ebd.: 159). Anders gesagt: Gesellschaftlich produzierte Gefühle werden physisch wirksam, indem physische Impulse immer wieder gemäß den Vorzeichen der Norm interpretiert werden. Gefühle werden zum Macht- und Herrschaftsinstrument, weil sie die Selbstverhältnisse der Individuen entlang sozialer Normierungen ausrichten. Die soziale Objektivität der Gefühle muss aber meiner Ansicht nach für eine widerständige Praxis nicht nur reflektiert werden, sondern die Scham in Verbindung mit dem jeweiligen Vektor der sozialen Ordnung – hier des Schönheitsregimes samt Bilder – muss in ihrer Kontingenz in Bezug auf das somatische Erleben *wahrnehmbar* werden, sie muss aus „dem Körper, in dem sie steckt, herausgelöst werden“.

Das scheint mir genau möglich über das *versuchsweise* Experimentieren mit einem Zustand, den Schmitz als einen „ohne affektives Bewusstsein“ (s.o.) beschreibt, und der vergleichbar der von Nietzsche proklamierten Kraft

der Vergesslichkeit, dem subjektlosen Zustand des Subjekts, das ‚sich ins Meer wirft‘, ist (vgl. Kap. 6.1.4). Genau darum scheint es in der von Behnke (2002) vorgeschlagenen *Embodiment*-Arbeit zu gehen, genau dies scheint Levines Idee der Traumatransformation zu sein, die ebenfalls als *embodiment work* begriffen werden kann. Konkret: Jedes Gefühl besitzt hiernach ein physikalisch wahrnehmbares Pendant. Scham beispielsweise wird häufig, aber nicht immer, als Gefühl des Vernichtetseins erlebt, welches oft ihr physikalisches Pendant im Zusammenziehen, im Schrumpfen und Versinken hat, beziehungsweise als leibliche Verengung erlebt wird (vgl. auch Landweer 1999: 43; Dinkel-Pfommer 2008).

Indem dem physikalischen Pendant mit der Aufmerksamkeit gefolgt wird, wird versucht, den noch nicht mit Affekten aufgeladenen neutralen Körperempfindungen, den „elektrischen Ladungen“, den „Temperaturen“, den „Strebungen“, den nicht vom Ich willentlich gesteuerten unwillkürlichen Impulsen auf die Spur zu kommen. Indem von Hannah die *Körperkonfigurationen* der Scham beobachtet werden, können Bewegungs-, Atemimpulse, Temperaturen sich unwillkürlich verändern. Im Falle von Hannah ergibt sich ein Impuls zum Wegschieben der Beleidigung, und eine „Entladungsreaktion“ (vgl. Kap. 4.6.2) in Form des Zitterns. Im Anschluss an den physiologischen Prozess wechselt der Affekt von überwältigender Scham hin zu Zorn, der in einem nächsten Schritt Zuversicht und Ruhe weicht. Gemäß Landweer kann Scham als eine sekundäre Reaktion auf eine demütigende Unterwerfungssituation gedeutet werden. Scham stellt dabei eine Abwehr des Zornes dar, des Impulses, sich gegen die Unterwerfung zu wehren. Scham ist somit eine Überlebensstrategie im Schutz vor der Gefahr der Selbstprekarisierung – durch das Ausagieren des Zorns (vgl. Landweer 1999: 43 u. 51). Da aber auch die Wahrnehmung der Scham in Form einer Dissoziation (vom Körperempfinden und dem Affekt) weiter transponiert werden kann, weil Scham wahrzunehmen häufig unerträglich ist, ist es hilfreich, sich zunächst mit der physiologischen Erstarrung (*freeze*) zu beschäftigen (vgl. Kap. 4.6.1). Auch im ‚Fall‘ von Hannah war die Erstarrung an die Dissoziation des Affektes *Scham* geknüpft. Durch die Vollendung der motorisch-affektiven Abwehrbewegung gegen den Sprechakt und die Bilderflut konnte sich das ‚Festhalten‘, die Erstarrung des myofaszialen Bauchgewebes lösen. Damit wurden auch die Affekte Zorn und Scham in ihrer antipodischen Phänomenologie in einer Weise gegenwärtig, die nicht überflutend, also aushaltbar war (deswegen nicht wieder abgespalten werden mussten). Scham konnte sich in Zorn und später in Wohlspannung transformieren. Affektsoziologisch gesprochen: Das Verbindungsstück zwischen einer gendercodierten normativen Ordnung und dem Körper – die Scham – wurde sozusagen durch die Praktik der mikroskopischen Körperwahrnehmung und der damit verbundenen Gewährung unwillkürlicher motorischer Impulse herausgelöst.

In der *Somatic-Experiencing®*-Situation wurde dafür zunächst Scham wieder zum Zorn zurückverfolgt, aber in der *decodierten* Sprache der Physikalität. Dies, weil – so die Annahme – hier die *Affektqualität* Scham/Zorn stärker mit Machtverhältnissen, Normen, Werten verknüpft ist, den Vorzeichen der sozialen Ordnung, als die somästhetische Qualität. Technisch gesprochen: Während Affekte ‚transformationsphob‘ sind, sind Körperkonfigurationen ‚transformationsphil‘. Der Bezug auf Körperkonfigurationen – als eine Art neutrale Physikalität – ist demnach, anders als die zur sozialen Objektivität gewordenen Emotionen, eher für individuelle wie auch für soziale Veränderungen zuträglich. Indem den unwillkürlichen Impulsen nachgegangen werden darf (zum Beispiel etwas wegzustoßen), können die Körperspannungen und -haltungen sich verändern – die Veränderung der Affekte und der Glaubenssätze (*meanings*) folgt quasi durch ‚die Hintertür‘ (vgl. Kap. 5.4.2).

Indem die motorische-verbale Abwehrbewegung der Demütigung, die in der repressiven Interaktion nicht begangen werden konnte, nachgeholt wird, konnte eine (Wieder-)Aneignung des dissozialen Körperteils stattfinden.

Die Demütigung, die Hannah erlebt hat, ist sowohl direkter Art als auch indirekter Art. Während die direkte Art der Demütigung in den Sprechakten des Vaters bestand (s.o.), besteht die indirekte Demütigung in der Omnipräsenz der Bilderflut.³³ Die widerständige Strategie besteht auch hier in einer Deteritorialisierung: „Bauch-werden“. Hannah löste sich von einem Organismus (*sensu* Deleuze/Guattari), der „immer in Form eines Sinns, einer Funktion und sozialen Ordnung auf den Körper einwirkt“ (Pawe 2011: 34). Die Zurückweisung der symbolischen Gewalt wurde in ihrer motorisch-physiologischen wie affektiven Dimension möglich. Die widerständige Strategie besteht hier darin, sich den physikalischen Prozessen in ihrer Neutralität zuzuwenden, von den sozial codierten Bedeutungen der Gefühle und deren Bindung an Empfindungen zunächst abzusehen, um diese in einer decodierten Form – als Regungen, elektrische Ladungen, Temperaturen, als bewegliche physische Landkarten in eine neue körperpolitische Kartografie zu überführen; eine solche, die einen leiblichen Möglichkeitsraum eröffnen konnte, der zuvor eingeschränkt beziehungsweise verschlossen war. Die repräsentative Funktion der Körpermitte – den Identitätsentwurf – zurückweisend, konnte *Bauch werden*, wo unbelebte Zone war.

³³ | Landweer unterstreicht dies folgendermaßen: „Menschen, die sich wegen ihres Körperfanges, ihrer Gestalt oder Größe mit einer nur wenig modifizierbaren Ferne zu kulturell etablierten Körperidealen abfinden müssen, können in Bezug auf diese Stigma eine ausgeprägte Schamdisposition entwickeln. Für deren Genese reicht offenbar eine Omnipräsenz der entsprechenden Bilder aus, ohne Erwartungen an andere – außer der, dass sie dieselben Ideale haben.“ (Landweer 1999: 71)

7.2.3 Luise: Die Vorurteilslosigkeit des Leibes: Becken werden

Situation

Luise ist Mitte 20. Das Unbehagen, weswegen sie mich aufsucht, besteht darin, sich häufig in Zuständen, die sie als „wie abgetrennt von der Welt sein“ beschreibt, zu befinden. Damit einhergehend beschreibt sie ein *Gefühl* von „wie verschwinden“ und eine *Körperempfindung* von Dumpfheit, Schwere, „unbelebt sein“.

Im Folgen der Körperkonfiguration bemerkt Luise ziemlich rasch, dass sich ihre Beine und das Becken „vital“ und „lebendig“ anfühlen, dass „da Energie durchfließt“, der Nacken und der Rücken sich dagegen „zu“ anfühlen, als seien sie „wie mit einer Platte zugenagelt“ oder wie in ein Korsett eingeschnürt. Gemäß der *Somatic-Experiencing®*-Konzeption konzentriere ich mich zunächst auf die als angenehm wahrgenommenen und formulierten Empfindungen der Klient_in. Das hängt damit zusammen, dass unangenehme Empfindungen, – und Luise identifizierte das ‚Energie-Fließen‘ als angenehm, das wie „zu“ und „mit einer Platte vernagelt sein“ (das Korsett) als unangenehm, auf traumatische Ereignisse oder zumindest Unbehaglichkeiten verweisen können, und eine Fokussierung auf diese nach Levine eher die traumatischen Erlebnisqualitäten vertieft.³⁴ Deswegen frage ich Luise: „Und wenn Sie wahrnehmen, dass durch das Becken Energie fließt, was nehmen sie dann noch wahr?“³⁵ Nach

34 | Damit die im Nervensystem durch die traumatische Situation gespeicherte Aktivierung sich „entladen“ kann (vgl. Kap. 4.6.1), ist es wichtig, zunächst eine Erlebensqualität zu vertiefen, die nach Levine auf stärkende Erfahrungen (Ressourcen) verweist. Erst durch eine Pendelbewegung zwischen ressourcierenden Erlebensqualitäten und traumatischen können traumatische Erfahrungen transformiert werden (vgl. Levine 1998: 198). Dabei verweisen die als unangenehm empfundenen Körperregungen in der Regel auf eine Imbalance von sympathischer und parasympathischer Enervierung, und damit auf eine mögliche ‚eingefrorene‘ Erstarrungsreaktion (ebd.). Damit nun die auf eine traumatische Erlebnisqualität hindeutenden Bilder, hier: „Rücken ist wie vernagelt“, sich verändern können, bedarf es des Aufbaus eines inneren *containments* (vgl. Bion 1990: 177). *Containment* bedeutet in diesem Zusammenhang zunächst die Haltekraft des Organismus (für belastende oder intensive emotionale Erlebnisqualitäten). *Containment* kann in der Perspektive Levines darüber erweitert werden, dass Zustände von Wohlspannung geübt und somit physiologisch verankert werden (unter anderem durch die bewusste Fokussierung auf diese). Dadurch erweitert sich etwa die Elastizität und Durchlässigkeit der Diaphragmen, welche unter anderem in der Perspektive Levines das „Halten“ von intensiven Emotionen erweitern (Gattnar 2009).

35 | Es werden in der affirmierenden (also nicht der fragenden) Formulierung stets präzise die Begriffe aufgenommen, die die Klient_in verwendet, um in keiner Weise Empfindungen vorzuschreiben, zu manipulieren oder zu bewirken. Indem ich, wie hier

der Einladung, die angenehmen Empfindungen zu vertiefen, beginnt im Erleben von Luise noch mehr Energie durch das Becken zu fließen. Das Becken beginnt zu zittern und Mikrobewegungen ziehen sich durch das Becken, die immer stärker werden. Luise hörte nun auf zu sprechen und konzentrierte sich auf die achtsame Wahrnehmung der, wie sie mir mitteilt, als angenehm empfundenen Vibrationen. Ziemlich unvermittelt hält sie nach einer Weile inne, und reißt die Augen weit auf. Gemäß Levine (1998; 2006; 2011) deutet das auf eine „Aktivierung“ hin, und auf eine potenziell traumatische Erlebnisqualität (vgl. Kap. 4.6.2). Ich frage sie: „Was geschieht gerade?“³⁶ Sie erklärt, sie sei beunruhigt, weil der Gedanke an Sexualität aufkommt. Eine innere sanktionierende Instanz würde das als „anrüchig“ kommentieren, und das unterbrechen wollen. Ich schlage vor, die Beckenbewegungen als neutrale Beckenbewegungen, als Energie, Kräfte und Intensitäten (Nietzsche; Deleuze/Guattari) (vgl. Kap. 3.3.1) zu sehen, und die sanktionierende Stimme als einen Effekt eines Diskurses zu verstehen, der die Energien des Körpers mit Parametern wie „Sexualität“ belegt hat. Die Klientin amüsiert sich über meine Umdeutung und lacht („Entladung“), und kann sich nun wieder den Vibrationen und Bewegungen im Becken widmen. Nach einer Weile weint Luise, was, in diesem Fall, auf eine weitere „Entladung“ der im Beckenbereich dissoziierten Energie hindeuten könnte, die durch die unwillkürlichen motorischen Bewegungen, die womöglich zuvor inhibiert waren, frei werden konnten. Nachdem Luise den Weinimpuls nicht unterbricht, sondern geschehen lässt, äußert sie Traurigkeit über die Bewertungen, die mit dem Begriff „Sexualität“ zusammenhängen. Sie fühlt sich dadurch in ihrer „Lebensenergie“ beschnitten. Nachdem sie das ausgesprochen hat, ist sie erleichtert, wie sie mir sagt. Am Ende der Stunde fühlt sich ihr Körper „verbundener“ an. Sie sagt, dass das ‚Korsett‘ zwar nicht ganz verschwunden, aber im Empfinden durchlässiger geworden sei.

Diskussion

Mit Foucault betrachtet, ist Sexualität keine natürliche Gegebenheit, die über Verbote unterdrückt wird, sondern, kurz gesprochen, ein Dispositiv mit Körperfunktion (vgl. Kap. 1.3.1 u. 1.3.2). Sexualität als Wissensdiskurs schreibt sich in die Körper ein, und bildet einen der Dreh- und Angelpunkte körperlich gewordener Machtbeziehungen, innerhalb und durch dieselben die Individuen sich selbst und gegenseitig regulieren. ‚Weibliche Sexualität‘ wird innerhalb eines westlichen Diskurses als eine Form der Unterwerfungssexualität unter

geschehen, die bereits vorhandene Wahrnehmung antizipatorisch mit einer weiteren Wahrnehmung verknüpft, lade ich ein, sich auf ähnliche – also angenehme – Empfindungen und nicht auf andere, potenziell unangenehme zu fokussieren (s.o.).

36 | Die Frage: „Was geschieht gerade?“ soll dazu einladen, die *unwillkürlichen* Reaktionen zu beobachten (vgl. Dinkel-Pfrommer 2006).

einen nach wie vor persistierenden Keuschheitsimperativ produziert.³⁷ Gleichzeitig findet dabei eine Fixierung von ‚Weiblichkeit‘ auf das Sexuelle statt. Gemäß Béatrice Ziegler hat die Fixierung der Frauen* auf die sexuelle Dimension weitreichende Folgen:

„Es konstituiert sich so ‚die Frau‘ in erneuter Reduktion auf ihren sexualisiert begriffenen Körper, was die Möglichkeit einengt, körperliche Existenz in nicht-sexueller Aktivität, aber vergeschlechtlicht zu begreifen, wahrzunehmen, zu erfahren und darzustellen.“ (Ziegler 2003: 189, Her.i.O.)³⁸

Ziegler beschreibt hier eines der Befreiungs dilemmata der feministischen Bewegung des letzten Jahrhunderts: Indem diese sich auf die angeblich reprimierte Sexualität von Frauen konzentriert hat, hat sie sich mithin noch tiefer in die Fallstricke der traumatischen Reduzierung von Frauen auf einen Sexualkörper begeben.³⁹ Die mit Pathologie assoziierte ‚weibliche Sexualität‘ bewirkt eine Einengung der Wahrnehmung von Körpern, die in ihrer Potenzialität, Intensität, Lebendigkeit über dasjenige hinausreichen, was ein jeweiliger Sexualitätsdiskurs ihnen aufprägen will. Mit diesen Überlegungen im Hintergrund: Worin bestehen nun in der beschriebenen Sitzung die Dynamiken der Widerständigkeit?

Zunächst: Es scheint, dass der über den dominierenden Sexualitätsdiskurs hinausreichende Überschuss an Intensität in der SE-Sitzung spürbar und kommunizierbar wurde. Über die Denkfigur, dass die Interpretation der Körpererregungen vor dem Hintergrund historisch spezifischer Begriffs- und Wissensdynamiken als ‚Sexualität‘ und als ‚weibliche Sexualität‘ arbiträr ist, konnte von mir die Intervention eines programmatischen Absehens von dieser Form der Körperpolitik gemacht werden. Dies hat womöglich einen transformierenden Effekt. Die alltagstraumatische Dimension besteht in diesem Falle darin, die

37 | In meiner Arbeit *Weibliches Begehen und Macht* (1999) habe ich unter anderem im Rekurs auf Andrea Maihofer auf die historische Sedimentierung jener Weiblichkeitskonzepte hingewiesen.

38 | Anders als Ziegler (2003) sehe ich den Fluchtpunkt aus den Verstrickungen mit den Machtbeziehungen nicht darin, dass eine vergeschlechtlichte, nicht-sexuelle Wahrnehmung möglich wird. Dies hieße ebenso Geschlecht zu ontologisieren. Geschlecht ist aber bereits wie Sexualität auch Effekt eines Wissensdiskurses. Nichtsdestoweniger ist Zieglers Hinweis auf die Fixierung von Sexualität zentral für das Verständnis der Einschreibung traumatisierender Diskurse in den Körper.

39 | Ziegler etwa, kritisiert in diesem Zusammenhang auch die feministische Wissenschaft der 1970er und 1980er Jahre, die jene Verknüpfung vorangetrieben hat. Sie konstatiert „eine obsessive Fixierung des Blicks auf die sexuelle Dimension des weiblichen Körpers“, die „Frauen in ihrer Sexualisierung belässt“ (Ziegler 2003: 189).

Regungen und Intensitäten des Beckens als mit einer westlich-orchestrierten Sexualität – einem Sexualitätsdiskurs verknüpft wahrzunehmen. Die Scham, die auch hier wie ein Regulativ wirkt, funktionierte wie „ein Korsett im Kopf“ (vgl. Posch 2009: 166). Vibrationen zuzulassen schien erschwert. Dadurch hätten wiederum ‚Entladungen‘ nicht stattfinden können, und das ‚Korsett‘ im Brustraum hätte sich nicht lockern können. Die Scham, die hier genau wie im Erleben von ‚Hannah‘ als ein Scharnier zwischen der sozialen Ordnung und dem sich an diese via Selbstregulierung angleichen Individuum fungiert, konnte über die angebotene Umdeutung der Beckenregung als Intensität oder Kraft ausgehebelt werden. Die semantische Verknüpfung der Energien und Intensitäten, Impulse und Kräfte mit ‚Sexualität‘ konnte also über das strategische Zurückweisen der Bedeutung entkoppelt werden. Die sanktionierende, beschämende ‚innere Stimme‘ kann mit Nietzsche als eine *mnemotechnische* Kraft verstanden werden. Dissoziative Zustände, hier „wie abgetrennt von der Welt sein“ (s.o.), konnten über eine strategische Fokussierung auf die neutralen Körperregungen, die noch nicht interpretiert sind, das Einnehmen einer Haltung der *Vorurteilslosigkeit des Leibes* (s.o.), entmachtet werden. (Luise fühlte sich nach weiteren Sitzungen ähnlicher Art weitaus weniger dissoziiert.) Mit Nietzsche: Die *Mnemotechnik* ‚westliche Weiblichkeit‘ als Dispositiv geschlechtlicher Subjektivierungen konnte einem Prozess asymptotischer Ausleibung unterzogen werden. Was meine ich damit? Das, was Nietzsche den *originalen Text des Leibes* nennt, den noch nicht im Sinne der gesellschaftlichen Konventionen interpretierten Leib, hier „Vibrationen“, wurde von seiner semiotisch machtvollen Besetzung „Sexualität“ abgelöst, beziehungsweise es fand hier, mit Nietzsche perspektiviert, eine Rückübersetzung ver(er)innerlichter sozialer Ordnung in den Grundtext *homo natura* (vgl. Iwawaki-Riebel 2004: 82) (vgl. Kap. 6.1.3-6.2) statt. Es war *in situ* möglich, die „Nervenreize“ (Nietzsche 2006) nicht gemäß der alten (traumatischen) Gewohnheit und fixierenden Form zu interpretieren. Am Beispiel der hier dargestellten Enteignung einer Körperregion durch einen gesellschaftlich dominanten Sexualitätsdiskurs kann verdeutlicht werden, wie die Fähigkeit des offenen Systems Körpers, sich in Bedeutungen integrieren zu lassen, „genutzt“⁴⁰ wird, um eine historisch spezifische ‚Geschlechtlichkeit‘ zu erzeugen. Die Aufladung der Beckenregion mit einer gendercodierten *Sexualität* über die *mnemotechnische* Verknüpfung der Impulse im Becken mit den in einer westlichen Gesellschaft dazu passenden Gefühlsqualitäten und Wissensformationen kann als dasjenige identifiziert werden, was Nietzsche die Installation sozialer Ordnungen in den Leib nennt (vgl. Kap. 3), und ich im Anschluss an ihn und Butler (1992; 1997; 2009) die Installation einer binären Geschlechterordnung, samt der ‚weiblichen‘ Unterwerfungssexualität⁴¹ in den

40 | Im Sinne einer Tat ohne Täter (vgl. Kap. 3.4).

41 | Vgl. dazu ausführlicher Wuttig 1999.

Leib nenne. Luise konnte unter therapeutisch-machtsensiblen Bedingungen von den vertrauten, gewohnten Interpretationen eines „Nervenreizes“ absehen. Die rasche und gewohnte Interpretation von Impulsen nach einem immer gleichen Schema hat Nietzsche als das Kernstück von Erinnerungsprozessen über die Etablierung von Körpergedächtnissen bezeichnet (vgl. Kap. 3.3.2). Als widerständige Kraft zur dominierenden Subjektivierungsweise Geschlecht setzt Nietzsche die Vergesslichkeit des Leibes. Vergessen werden konnten hier die in den Leib eingeschriebenen gesellschaftlichen Bedeutungen: Luise konnte vergessen, dass die Vibrationen im Becken Sexualität bedeuten. Die gewohnte Sinnkonstitution der gespürten Empfindungen wurde unterbrochen. Durch die Strategie der Widerständigkeit des *aktiven Vergessens*, die in der reflexiven *Leibbeobachtung* gerahmt, in einem gendersensiblen semantischen Netz besteht, konnten inkorporierte geschlechtliche Erfahrungen neu zusammengesetzt werden. Der vibrierende Körper hatte unter Zuhilfenahme einer nicht-hegemonalen Deutung von Impulsen die Macht ergriffen und „staubige Geschichten“ (Lepecki 2000: 358), als Metapher für den in den Körper eingesickerten Stress, in einem Zustand der „vibrierenden Ruhe“ (ebd.: 362) von den „betäubten Sinnen geblasen“ (ebd.). Alltagstraumatischer Stress, der hier durch inkorporierte, hierarchische, geschlechtliche Bedeutungen generiert wird, durch und als Stress des *gendering oder „Geschlechtsstresses“*.⁴² Dadurch konnte eine „radikale exemplarische Neuordnung des subjektiven Wahrnehmungsfeldes“ (ebd.: 344) einsetzen. In Zuständen „vibrierender Ruhe“, mit Levine weniger poetisch als „sympathikusenervierte unwillkürliche Entladungen“ bezeichnet, können sich womöglich die Körper in einen unbekannten ‚Originaltext des Leibes‘ entlassen, kann die aktive Präsenz der gegenwärtigen und dennoch schon vergangenen Erfahrungen abfallen, kann die unablässige Maschinerie der Sinnproduktionen für einen Moment anhalten (vgl. Wuttig 2010: 361). Die traumatischen Inkorporierungsgestalten können einem *remake* ausgesetzt werden. Oder, wie Elisabeth Grosz (1994) postuliert, sie können „überschrieben“⁴³ werden. Deteritorialisierung: Wo ein Organismus war, kann Becken werden.

42 | Vgl. Wuttig 2010: Denkbar und wahrscheinlich sind ähnliche Formen von Stress, die sich mit vergeschlechtlichendem Stress überkreuzen: *racializing stress*, *aging stress*, *classing stress* usw.

43 | Elisabeth Grosz spricht in der Schrift *Volatile Bodies* (1994) von der Überschreibung (engl.: *reinscription*) von genderbasierten, inkorporierten Machtstrukturen: „If bodies are inscribed in a particular way, if these inscriptions have thus far served to constitute women's bodies as a lack relative to men's fullness [...], then these kinds of inscriptions are capable of reinscription.“ (Grosz 1994: XIII)

7.2.4 Said: Arm werden⁴⁴: mit dem Foucault-Blick in die Therapie

Said ist Mitte 50. Er kommt in die Praxis und äußert sein Unbehagen wie folgt: Er ist seit längerem wegen Depressionen krank geschrieben. Er leidet an unkontrollierten Wutausbrüchen und einem Tremor im linken Arm. Er hat zudem Angst, seinen Zorn nicht kontrollieren zu können, und beschreibt seinen momentanen Zustand darüber hinaus als „gelähmt und abgestorben“ und gleichzeitig „auf 180 sein“. Der Tremor im Arm belaste ihn zudem sehr. Er sagt, es sei ihm unangenehm, er fühle sich dem unwillkürlichen, heftigen Zittern seines Armes ausgeliefert. Zu seiner Lebenssituation erzählt Said folgendes: Er sei vor 22 Jahren aus Syrien nach Deutschland gekommen, und arbeite seitdem als Maler und Lackierer bei einem internationalen Automobilkonzern bei Frankfurt.

Als wir die Arbeit mit dem achtsamen Wahrnehmen der Körperkonfigurationen beginnen, stellt sich heraus, dass Said trotz des „sich wie abgestorben Fühlens“ recht bald seinen Körper auf angenehme Weise spüren kann. In diesem Zusammenhang benennt er ressourcierende Erinnerungen (s.o.) aus der Kindheit, der unterstützende körpernahe Umgang mit den anderen Männern in seinem Dorf, die Landschaft, die Gerüche, das Miteinander in der Gemeinde. Als Said ein Gefühl von Wohlspannung im ganzen Körper (außer dem linken Arm) äußert, beginnt der Tremor stärker zu werden. Auf meine Einladung hin, sowohl die angenehme Wohlspannung als auch den als unangenehmen wahrgenommenen Tremor gleichzeitig wahrzunehmen, und zu beobachten, was weiter geschieht⁴⁵, wird der Tremor abermals stärker und es taucht vor Saids innerem Auge eine typische Situation von seiner Arbeit auf. Als Karosserie-

44 | Es ist mir wichtig zu betonen, dass ich hier aus einer weißen Perspektive schreibe, um die Gefahr der Aneignung von Erfahrungen zu benennen, die *people of colour (men of colour)* im bundesdeutschen Arbeitsalltag machen können. Dennoch ist es mir wichtig, gerade diese Perspektive mitzubedenken und – zumindest durch meinen Filter – sichtbar zu machen.

45 | Die Intervention der Einladung zur Gleichzeitigkeit der Wahrnehmung von unangenehmen und angenehmen Empfindungen zusammen mit der Frage: „Und was geschieht weiter/als nächstes?“, soll eine Annäherung an die traumatischen Erlebnisinhalte an der Seite der ressourcierenden Qualitäten bewirken. Im *Somatic Experiencing®* wird der Annäherung an die traumatischen Qualitäten stets eine ressourcierende (angenehme oder stärkende) Erlebnisqualität an die Seite gestellt (s.o.). Entladungsreaktionen von durch traumatische Ereignisse hervorgerufenen nervlichen Aktivierungen können, gemäß Levine (1998; 2006; 2011), nur dann stattfinden, wenn die Haltekraft des Organismus, die sich aus physischen, emotionalen und kognitiven Dimensionen zusammensetzt (s.o.) – eines „Ressourcenvortex“ –, stark genug ist, um den traumatischen Vortex (eine in die Erstarrung führende nervlich-emotionale Sogkraft) zu binden (vgl. Levine 1998: 202ff.).

lackierer muss er sich häufig mit dem Rücken weit nach unten beugen, dazu die Knie am Boden aufsetzen, um den Unterboden der Fahrzeuge zu lackieren. Er erzählt, er braucht hierfür, wegen Schmerzen in den Knien, die dabei gelegentlich auftauchen, manchmal länger als früher. Während er dies erzählt, tauchen in diesem Moment zusätzlich zu dem Zittern krampfartige Schmerzen im Arm auf, und sein Herz beginnt stark zu klopfen (ein Zeichen für eine ansteigende sympathische Enervierung, und ein mögliches Annähern einer bedrohlichen Erlebnisqualität). Er berichtet weiter, dass er seit ca. drei Jahren einen neuen Vorarbeiter hat, der ihn dann vor allen unter Gebrüll und Anmerkungen über seine syrische Herkunft demütige und wegen seiner Langsamkeit „runtermache“. Als Said das erzählt, nimmt die Aktivierung noch zu, er kann nun den Herzschlag in seinen Schläfen pochen fühlen, und auf der affektiven Ebene nimmt er Zorn wahr. Ich lade Said ein, sich nicht auf den Affekt Zorn zu konzentrieren, sondern auf die Empfindungen und besonders die motorischen Impulse. Ich frage: „Und wenn Ihr Körper jetzt die Lösung wüsste, und wenn es da irgendeinen Impuls gäbe, was wäre das?“⁴⁶ Dazu: Er solle nichts willkürlich machen, aber auch keine Impulse zurückhalten. Wenn diese auftauchten, sie aber nicht heftig, sondern wie in Zeitlupe geschehen lassen. Said bemerkt nun, wie das Handgelenk sich wie von selbst zu drehen beginnt (*behaviour*). Dabei lösen sich der Schmerz und die Verkrampfung etwas (*sensation*). Said beobachtet diese Bewegung. Ich frage, ob in seinem Erleben dazu ein Bild (*image*) auftaucht.⁴⁷ Nach einer Weile entsteht das Bild vor ihm, dass er die Sprühdose dreht und den Sprühknopf auf den Vorarbeiter richtet. Der Zeigefinger vibriert und zittert nun heftig, und auch der ganze Arm. Ich lade ihn ein, dieses Zittern, welches er nun als eher angenehm und nicht derartig verkrampft wie zuvor erlebt, nicht zu unterbinden, sondern zu beobachten. Said bemerkt eine Entspannung im

46 | Diese Intervention soll einladen, die in der traumatisierenden Situation nicht zu Ende geführten Verteidigungsimpulse verlangsam durchzuführen (vgl. Kap. 6.5.1). Verlangsamt deswegen, weil Levine (1998; 2006; 2011) davon ausgeht, dass ein rasches kathartisches Ausagieren der motorischen Impulse eine hohe Affektintensität bedeutet. Eine hohe Affektintensität aber überfordert das Nervensystem in seiner Integrationsfähigkeit neuer Erfahrungen und führt deswegen auf lange Sicht eher weiter in eine traumatische Erlebnisqualität hinein. Starke Affekte sorgen, in dieser Perspektive, dafür, dass die neuronalen traumatischen Verknüpfungen bestehen bleiben, auch wenn eine Katharsis eine kurzfristige Erleichterung bringen kann. Durch die Verlangsamung der Impulse soll die vektoriale Aufschlagsenergie des Traumas für das Nervensystem bewältigbar werden.

47 | Diese Intervention dient dazu, die eventuell voneinander dissoziierten SIBAM-Elemente (vgl. Kap. 5.4.1) miteinander in Verbindung zu bringen. Hier zielt die Intervention darauf ab, *behaviour* (Handgelenk dreht sich) und *sensation* (Verkrampfung löst sich) mit einem *image* in Verbindung zu bringen.

Schultergelenk, und wie der Arm bei weiterem Zittern sich langsam etwas entspannen kann. Nach einer weiteren Weile lässt das Zittern nach und versiegt schließlich ganz. Said nimmt seinen ganzen Körper nun in einem Zustand der Wohlspannung wahr, und beschreibt eine angenehme Müdigkeit und „Stille“ im Kopf. Er ist froh, teilt er mit, dass sein Arm zum ersten Mal seit langem nicht zittert. Als ich ihn einlade, dabei zu verweilen,⁴⁸ bemerkt Said, dass er seine Arme, aber auch den Rest seines Körpers wieder deutlicher spürt.

Diskussion

Was war passiert? Eine mögliche SE-basierte Deutung ist, dass Said einen Verteidigungsimpuls zu Ende geführt hatte, und deswegen die ‚traumatische Energie im Nervensystem‘ – die als Unbehagen erlebt wurde – ‚entladen‘ werden konnte. Indem dem *motorischen* Impuls, unter Einklammerung seiner affektiven Deutung samt sozialer und moralischer Bewertung, nachgegangen wurde, konnte sich das dissoziative Erleben auflösen. Der Arm, der besonders von der Dissoziation betroffen war⁴⁹, konnte wieder belebt werden.⁵⁰ Worin bestand in diesem Fall das *insidious trauma*? Mit einer marxistischen Lesart Foucaults⁵¹ Machttheorie formuliert, wehrte sich Saids Leib gegen eine Disziplinarmacht kapitalistischer Produktion, gegen die Zumutung, die die Ergonomie der Arbeitssituation ihm abverlangte; gegen die Installierung der Produktionsformen und darin angelegten Zeitparameter in den Körper – gegen seine Durchdringung durch eine Disziplinarmacht (Foucault 1976: 173ff.), die nicht zuletzt dadurch regiert, dass sie alle Bewegungen des Körpers kontrolliert, ihn beobachtet und ihn fest an das Objekt, hier die „Sprühdose“, bindet.⁵² Die Zwangsbindung

48 | Diese Intervention dient dazu, angenehme Empfindungen zu fokussieren, und als gut empfundene Erfahrungen im Körperedächtnis zu verankern, plus des Ausbaus eines Ressourcenvortex für eventuelles erneutes Annähern an weitere traumatische Erlebnisinhalte, im Sinne der transformativen Pendelwegungen. Zum Vortecis-Konzept Levines siehe Levine 1998: 194ff.

49 | Zur Möglichkeit der Dissoziation einzelner Körperteile bei van der Kolk et al. (2000).

50 | Krampfartiges Zittern ist aus der Perspektive Levines/Somatic Experiencing® ein Modus der Erstarrung. In diesem Modus agieren zwei Impulse gleichzeitig, der eine, die Sprühdose als Waffe einzusetzen, der andere, diesen Impuls zurückzuhalten. Die widerstreitenden Impulse lösten die Symptome aus (vgl. Funke-Kaiser, persönliches Gespräch im Rahmen einer Supervision).

51 | Ich beziehe mich hier auf Foucaults Schrift *Überwachen und Strafen* (1976). Foucault argumentiert hier, in seiner Bewegung der Kennzeichnung der Verobjektivierung der Individuen und ihrer Körper am Beispiel von Strafpraktiken, dicht an der marxistischen Denkfigur der Entfremdungskritik durch (kapitalistische) Produktionsprozesse.

52 | Das Wirken der besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Disziplinarmacht beschreibt Foucault am Beispiel des Soldaten wie folgt: „Es

an den Produktionsapparat und damit die für den Apparat nötigen „gelehrigen Körper“ (ebd.: 173) werden nicht nur über die Kontrolle der Bewegungen in der Zeit erreicht, sondern auch, indem der Körper mit dem Objekt (Waffe/Werkzeug/Maschine) zusammengeschaltet wird. Foucault hält fest:

„Die gesamte Berührungsoberfläche zwischen dem Körper und dem manipulierten Objekt wird von der Macht besetzt: die Macht bindet den Körper und das manipulierte Objekt fest aneinander und bildet den Komplex Körper/Waffe, Körper/Instrument, Körper/Maschine.“ (Ebd.: 197)

Jene Bindung des Körpers an den Produktionsprozess und die Besetzung der sprichwörtlichen gesamten Berührungsoberfläche des Körpers spiegelt dabei, nun wieder an die Perspektive der Traumastudien angeschlossen, den dissoziativen und zeitweise schmerzenden Zustand von Saids Körpers wieder.

Hätte Said seinen Körper während des Unterworfen-Seins unter den Produktionsprozess gespürt, so hätte er sich diesem wahrscheinlich nicht hingeben können, die Schmerzen, die mit dem Wahrnehmen der disziplinarischen Körperhaltung verbunden gewesen wären, die Unbehaglichkeiten hätten diese Verrichtung nicht länger zugelassen. Sich von der eigenen Körperempfindung abzuspalten war für Said eine Notwendigkeit und sicherte das Überleben innerhalb der ihm zur Verfügung stehenden politischen Bedingungen der Arbeitswelt. Zu dissoziieren sicherte seinen, ohne diese Arbeit prekären, Status. Das Beispiel zeigt in meinen Augen, wie kapitalistische Produktionsverhältnisse sich in Form von dissoziativem Körpererleben und Handeln in den Körper vorschrieben. Als in den Körper vordringende Macht bekamen diese durch die Beleidigung durch den Vorarbeiter, den verletzenden Sprechakt, Auftrieb (vgl. Kap. 5.6-5.7). Die verletzende Schlagkraft der symbolischen Gewalt, die der Vorarbeiter wegen seiner dominanten Sprecherposition erzeugen konnte, traf Said mit einer derartigen Wucht, dass sie sich, ob der sich aus den ökonomischen wie symbolischen Machtverhältnissen speisenden Unmöglichkeit, diese zurückzuweisen, als ‚Symptombildung‘ (Tremor, Dissoziation, ‚Depression‘, unkontrollierbare Wut) in den Körper einschrieb. Die dominante Sprecherposition ergibt sich in diesem Fall nicht nur aus der Arbeitshierarchie, sondern es ist klar, dass darüber hinaus eine rassialisierende Dynamik am Werk ist, die negativen Zuschreibungen an Migrant_innen folgt.

formiert sich so etwas wie ein anatomisch-chronologisches Verhaltensschema. Der Akt wird in seine Elemente zerlegt; die Haltung des Körpers, der Glieder, der Gelenke wird festgelegt; jeder Bewegung wird eine Richtung, ein Ausschlag, eine Dauer zugeordnet; ihre Reihenfolge wird vorgeschrieben. Die Zeit durchdringt den Körper und mit der Zeit durchsetzen ihn alle minutiösen Kontrollen der Macht.“ (Foucault 1976: 195)

Die (motorische) Zurückweisung der juxtapositionierenden Anrufung von Langsamkeit und Herkunft (s.o.) im Rahmen der SE-Sitzung führte zu einem Auflösen der inneren Erstarrung, zu einer wiedergewonnenen Behaglichkeit im eigenen Körper und zu einer Erneuerung von verlorengegangenen Empfindsamkeiten. Über die Einverleibung kapitalistischer und rassisierender Machtdynamiken hinaus, und mit dieser sich überkreuzend, ist der ‚Fall Said‘ als Exempel zu lesen für die Einverleibung der sozial konstruierten Männlichkeit. Relational zu Weiblichkeit ist Männlichkeit eine soziale Kategorie, die durch Einübungspraktiken an den Körpern der Individuen hervorgebracht wird (vgl. Bourdieu 1997; 2005; Connell 2006; Meuser 2007). Ebenso wie Weiblichkeit ist Männlichkeit demgemäß als soziale Kategorie zu verstehen, die in den Körper eingeschrieben wird, und Wahrnehmungsschemata der Individuen durchbuchstabiert. Körper sind dergestalt das Resultat einer machtvollen Unterwerfung. Sie bilden den Einsatz im Spiel um die geschlechtsbezogenen Positionierungen. Zwar gilt gemäß der profilierten Männlichkeitsforscherin Raewyn Connell die Dominanz von Männern über Frauen als die hauptsächliche Form männlicher Macht, diese Achse wird aber von einer zweiten Dimension sozialer Hierarchie überlagert, den hegemonialen Strukturen zwischen verschiedenen Ausprägungen von Männlichkeit. Sie unterscheidet zwischen „hegemonialen, komplizenhaften, untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten“ (vgl. Connell: 2006: 92ff.). Connell geht in diesem Zusammenhang davon aus, dass in sozialen Interaktionen verhandelt wird, welche Männlichkeitsinszenierungen als anerkannt und legitim gelten und welche als abweichend und unmännlich – demnach ausgesgrenzt werden. Als zugehörig und legitim gelten jene Männlichkeiten, die sich weitgehend gemäß den hegemonialen Erwartungen verhalten. Marginalisiert werden jene, die sich diesen gegenüber als abweichend verhalten. Körper sind in Connells Perspektive einerseits als Ergebnis von und andererseits als Beitrag zur Konstruktion von Männlichkeit(-en) zu sehen. Der Körper ist Objekt und Handelnder in der sozialen Welt. Ein Kennzeichen hegemonialer Männlichkeit ist nach Michael Meuser, der sich auf Connell bezieht, die Ausklammerung von verletzungsoffenem, nicht leistungsfähigem Körpererleben zugunsten eines leistungsstarken, sportiven, verletzungsmächtigen Körpers (vgl. Meuser 2013: 52f.). Die Körperkraft als Konstituens von legitimer Männlichkeit wird umso wichtiger, je mehr es sich um Männer handelt, die Männlichkeit nicht über am Arbeitsplatz gefragten Erfindungsreichtum, intellektuelles Können oder über Vermögensinvestitionen herstellen können. Dies gilt in stärkerem Maß für Arbeiter, sozial marginalisierte Männer.⁵³ In Bezug auf hegemonial männliche Körperlichkeit formuliert Connell:

53 | Connell dazu: „Genausowenig können dies [die mögliche Einschränkung der körperlichen Seite ignorieren, B.W.] Arbeiter, deren Verletzbarkeit dadurch bedingt ist, das

„Das männliche soziale Geschlecht bedeutet unter anderem ein bestimmtes Hautgefühl, bestimmte Formen und Spannungen der Muskeln, bestimmte Körperhaltungen und Bewegungen.“ (Connell 2006: 73)

Mit Connell (2006) und Bourdieu (1987) lässt sich Saids Unbehagen aus körperpolitisch-kritischer Perspektive wie folgt lesen: Solange Said den Anforderungen und Zumutungen von hegemonialer (westlicher) Arbeitermännlichkeit entspricht, in die der Konzern Said über den Sprechakt des Vorarbeiters wie auch über die alltäglichen disziplinarischen Praktiken ‚hinein‘subjektivieren kann, befindet er sich mit Pierre Bourdieu gedacht in einer habituellen Abstimmung mit dem ihn umgebenden Feld (vgl. Bourdieu 1982; 1987; 1997). Die Abstimmung mit dem Feld bricht zusammen, als Said dem Konzept hegemonial-männlicher Körperlichkeit, im Zuge der ‚Depression‘ und des Tremors, nicht mehr Stand halten kann. Im therapeutischen Prozess findet demnach nicht nur eine Zurückweisung der verletzenden Anrufung als ‚langsamster Migrant‘ und ‚Untergebener‘ statt, sondern auch eine Zurückweisung eines gewaltvollen Männlichkeitskonzeptes. Dadurch, dass seine Empfindsamkeit in der Sitzung wieder einsetzt, findet auch eine praktizierte und gelebte Praxis der Kritik an hegemonialen Männlichkeitskonzepten und deren Inkorporation in Form von dissoziativem Erleben statt. Said konnte den Auftrag ‚westliche Männlichkeit‘ nur erfüllen, indem er seine Verletzungsoffenheit erstickte. Der Zusammenbruch seines physio-psychischen Systems (Lähmung, Kontrollverlust der Hand, wie abgestorben fühlen) ist ein Zeichen dafür, dass Körper sich nicht beliebig in gesellschaftliche Konzepte und Positionierungen hineindrängen lassen. Saids Zusammenbruch verweist auf die *liminale* Dimension von Körpern und damit auf die widerständige kritische Kraft (s.o.).

Das Unbehagen, dass Said ob seines Zusammenbruchs wahrnimmt, ist im Kontext dreier Achsen sozialer Positionierung zu betrachten: Männlichkeit, Klasse und *race*. Die traumatischen Verhältnisse seines Alltags hatten sich Said leiblich aufgeprägt und zu einem dissoziativen Erleben des Körpers und besonders des Armes geführt, der tagtäglich die Sprühdose halten musste. Die Enteignung und Produktion von Körperteilen entlang eines Vergesellschaftungsprozesses und darin die traumatisierende Dimension wird somit deutlich.

Das Unbehagen verweist zugleich auf die *liminale* Kraft des Körpers, auf sein Potenzial zur Widerständigkeit, das sich zunächst in Dissoziationen, in Tremoren, in rasender Wut, Ohnmachtsgefühlen usw. zeigen kann. Dass der Arm sich in den SE-Sitzungen wieder beruhigte, die Hautoberfläche wieder

sie ihre Männlichkeit über die Arbeit definieren. Schwere körperliche Arbeit erfordert Stärke, Ausdauer, eine gewisse Unempfindlichkeit und Härte, und Gruppensolidarität. Den männlichen Charakter der Fabrikarbeiter herauszustreichen dient [...] dazu, ausbeuterische Klassenverhältnisse zu überleben.“ (Connell 2006: 75)

intensiver wurde, deutet darauf hin, dass die *mnemotechnischen* Ereignisse, die sich dem Leib aufgeprägt hatten, mithin wieder ausgelebt werden konnten. Das Trauma konnte im Laufe weiter Sitzungen kognitiv erinnert werden, ohne aber seine *mnemotechnische* Macht in Form von ‚Symptombildungen‘ weiter ausüben zu können, weil der Leib sich der Erinnerung entledigt hatte. Vereinfacht gesprochen: Das Körpergedächtnis hatte aktives Vergessen praktiziert. Damit konnte eine Deterritorialisierung des zuvor geschlechtlich und *race*-bezogenen reterritorialisierten Körpers stattfinden. Wo ein Zittern war, ist wieder Arm geworden. Die Inkorporierungsgestalt in Form der symbolischen Gewalt des Vorarbeiter (und der nicht zu Ende geführten Verteidigungsbewegung), die den Arm „unmade“ (Kirkengen 2001) hatte, konnte sozusagen „exkorporiert“ werden. Die Identitätszuschreibung und Performanz eines „männlichen Arbeiters mit Migrationshintergrund“, im Sinne einer optimalen, soziale Normen bestätigenden Inszenierung von Differenz samt der zugewiesenen Unempfindlichkeit konnte in einem körperpolitisch sensiblen, therapeutischen Raum anhand der Wahrnehmung des leiblichen Empfindens einer Reflexion unterzogen werden, und damit entstand eine Potenzialität zur Zurückweisung jener unbehaglichen Identitätszumutungen samt der *Erinnerungs-Spuren* von Geschlecht (und anderen Zuweisungen), die da drohten, sich am Leib zu Identitäten zu verdichten.

7.2.5 Agnes: „Ich nehme den Wischmopp oder Sie machen es selbst“: Subjektivierung „weibliche Patientin“ zurückweisen

Situation

Agnes ist 32 Jahre alt, sie kommt seit einem Jahr regelmäßig in die Praxis. Sie hat eine, im klassischen Sinne, traumatische Kindheit mit vielerlei Repressionserfahrungen durch die Eltern sowie Erfahrungen von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend durch einen nahen Verwandten. Agnes‘ Unbehagen besteht in einem riesigen Hass auf sich selbst und einer starken Ablehnung ihres Körpers. Zudem beschreibt sie schwere dissoziative Episoden, in denen sie das Gefühl hat, innerlich tot zu sein, und gleichzeitig panische Angst hat, verrückt zu werden oder zu sterben. In dieser hier zu thematisierenden Sitzung soll es nicht um die therapeutische Aufarbeitung der lauten, nach gängigen Traumaverständnissen offensichtlicheren Traumatisierungen gehen, wie etwa die sexualisierte Gewalt oder die Gewalt- und Vernachlässigungserfahrungen durch die Eltern, dazu existieren bereits viele Fallbeispiele in der Literatur⁵⁴, sondern um eine Form weniger offensichtlicher Gewalt, die Agnes zusätzlich zu den drastischen Formen der Gewalt erlebte – diese sollen dadurch nicht bagatellisiert werden. Im Gegenteil: Es soll einmal mehr deutlich werden, wie verdeckte Formen der Gewalt als *insidious trauma* mit ‚lauten‘, offensichtlicheren

54 | Siehe Levine 1998; 201; Reddemann 2000; Kirkengen 2001; Rode 2009 u.v.m.

Traumatisierungen Hand in Hand wirken können (Kap. 5.5.2). Es geht um eine unbehagliche Situation, die sich an der Haushaltsreinigung entzündet und Erinnerungen wachruft.

Agnes berichtet in der Sitzung, dass sie gestern das Bad geputzt hat, und danach „total dissoziiert“ war (Agnes war bereits in einigen traumatherapeutischen Behandlungen und kennt sich sehr gut mit Traumakonzepten aus). Innerlich fühlte sie sich rasend, und äußerlich apathisch, den ganzen Nachmittag unfähig, sich von der Couch wegzubewegen, berichtet sie. Sie sagt, sie hat völlig am Sitz festgeklebt und nur noch die Wand angestarrt. Erst am Abend, als ihr Mann sie „da rausgeholt“ hat, konnte sie langsam wieder klar denken und sich wieder bewegen. Im Gespräch mit ihrem Mann hat sie sich an folgende Situation erinnern können: Als sie vor zehn Jahren in stationärer psychiatrischer Behandlung war (auf einer Traumastation), hatte sie zur „Stabilisierung“ in der Großküche den Putzdienst nach dem Kochen übernehmen müssen. Sie hatte dort bestimmten Anordnungen des Küchenchefs folgen müssen. Eine dieser Anordnungen lautete, den Küchenboden nicht mit einem Wischmopp zu wischen, sondern mit einem kleinen Spüllappen. Eine Begründung gab es nicht. Hierfür musste sich Agnes auf den Boden knien und der Küchenchef schaute ihr dabei zu. Diese Situation sei ihr sehr unangenehm gewesen, sie habe sich angestarrt und gedemütigt gefühlt. Die Situation habe sie – (das kann sie *heute* reflektieren) – an die sexuellen Misshandlungen durch ihren damaligen Freund erinnert.

Agnes erzählt weiter, dass es manchmal auf dem Badezimmerboden kleine schimmelige Stellen gibt, die sie dann mit einem Spülschwamm entfernt. In dem Gespräch mit ihrem Mann ist es ihr dann plötzlich „wie Schuppen von den Augen gefallen“, dass das Schrubben mit dem Spülschwamm sie an die demütigende Situation in der Psychiatrie erinnert hatte. Die „Schrubberei“ mit dem Spülschwamm und die Körperhaltung, das war der *Trigger*, sagt sie mir (vgl. Kap. 5.1).⁵⁵ Dass Agnes nun mit der Körpererinnerung an diese Form der sozialen Gewalt konfrontiert wurde, aktualisierte selbstdestruktive und selbstverletzende Impulse. Deswegen arbeiten wir in der Sitzung mit der Situation in der Psychiatrie. Agnes hat ob des chronisch dissoziierten Erlebens Schwierigkeiten, ihre Körperkonfigurationen (*sensations*) wahrzunehmen. Daher arbeiten sie und ich hauptsächlich mit Gedankenstrukturen (*meanings*) und Bildern (*images*). Im *Somatic Experiencing*® wird unter dem Stichwort: das „Trauma Neuverhandeln“ auch ein Neuschreiben der erlebten Geschichte verstanden.⁵⁶

55 | Eine Möglichkeit, mit Traumatisierungen umzugehen, ist, dass die Patient_innen lernen, die Trigger für dissoziative Zustände zu erkennen, dies geht über eine Schulung der achtsamen (Körper-)(Selbst-)Wahrnehmung.

56 | Mit Levine (2006) ist davon auszugehen, dass es für das Nervensystem und seine Funktionen ähnlich ist, ob ein angenehmes Ereignis direkt stattfindet, oder ob man eine Situation imaginiert. Imaginationen können genauso gut Entspannungen und da-

Hier wird so gearbeitet, dass die Klient_in angeregt wird, sich vorzustellen, was sie in der Situation an Unterstützung gebraucht hätte, beziehungsweise was sie damals gerne getan oder gesagt hätte. Agnes weiß sehr schnell, dass sie gerne gesagt hätte: „Mit dem Spülschwamm? Das ist eine Zumutung. Ich nehme den Wischmopp oder Sie machen es selbst.“ Agnes lacht. Ihre zuvor stark angespannten Beine können sich etwas lösen. Sie bemerkt vage, dass sie nun etwas ruhiger ist, und sich ein klein wenig mehr anwesend fühlt.

Diskussion

Was war passiert? Agnes hatte auf der psychiatrischen Station eine Form der sozialen Gewalt erfahren. Es handelt sich dabei, nach meinen Erfahrungen, um eine nicht selten in Institutionen anzutreffende Form der vergeschlechtlichten Subjektivierungsgewalt. Agnes wurde in der Zuordnung zum Küchendienst (nur weibliche* Patienten wurden diesem zugeordnet) zum einen vergeschlechtlicht, zum anderen als ‚Patientin‘ angerufen, indem Putztätigkeit als „Stabilisierungsmaßnahme“ rationalisiert wurde. Über die Anordnung einer ineffizienten Putztätigkeit, bei der Agnes sich auch physisch auf einer tieferen Stufe (Boden) befand und den Blicken des Küchenchefs ausgesetzt war, wurde die Hierarchie Mann–Frau, Personal–Patientin bis zu einem repressiven Gewaltverhältnis hin gesteigert und für Agnes zum Akt der Beleidigung und Demütigung. Die verdeckte sexualisierte Gewalt, die durch den panoptischen ‚männlichen‘ Blick (Foucault 1996) auf sie ausgeübt wurde (sie konnte ihn ob der Körperhaltung nicht sehen, wusste also nicht, wann er schaute und wann nicht), wirkte als eine Identitätszuschreibung im Sinne der Zuweisung einer inferioren Subjektposition. Diese wurde durch die verordnete demütigende Tätigkeit, die sich darin äußerte, eine große Fläche mit einem kleinen Spülschwamm zu putzen, samt der damit verbundenen Körperhaltung evoziert. Die Zuweisung der Subjektposition *weibliche Patientin* geschieht hier dadurch, dass die Tätigkeit vorab gegedert wird (Frauen putzen die Küche), und dass sie als ‚Maßnahme‘ der Traumabehandlung ausgewiesen wird („Stabilisierung‘). Die mit der körperlichen Praxis verknüpfte Zuweisung der Subjektposition wirkt zudem *mnemotechnisch*, weil sie einerseits an eine frühere sexualisierte Gewalterfahrung, wie auch an eine massenmediale Ikone (westlich) weiblicher Unterwerfungssubjektivierung anknüpft. Um symbolische Gewalt handelt es sich, weil der Küchenchef sich über die durch die Institution angeordnete Rationalität „Frauen putzen die Küche“ und „Putzen dient der Stabilisierung“ in einer legitimen und damit dominanten Sprecherposition befindet (vgl. Kap. 5.6), während Agnes sich durch die mit dem Patient_innenstatus verbundene Pathologisierung und Subjektivierung in einer illegitimen untergeordneten Position befindet.

mit Entladungen erwirken wie reale Erlebnisse (vgl. Szilvia Meggyesy, persönliches Gespräch im Rahmen eines Trainings für *Somatic Experiencing®* 2007).

det. In der Neuverhandlung der Situation konnte Agnes die Subjektivierung als Patientin und die damit verbundene Auslieferung zurückweisen. Das Subjektivierungstrauma konnte zurückgewiesen werden, indem Agens sich gegen die unterwerfende Disziplinarmaßnahme zur Wehr setzte und dem Küchenchef *ganz konkret* auf Augenhöhe begegnete. Um ein *mnemotechnisches* Ereignis handelte es sich deswegen, weil eine Subjektivierungsweise sich in das Körpergedächtnis eingeschrieben hatte. Durch die Verknüpfung von Machtstrukturen mit der angeordneten Körperpraxis konnte sich diese subjektkonstitutiv einschreiben. Die Platzanweisung „Patientin“ wurde ferner durch *perzeptive Synonyme* (vgl. Kap. 5.3) *immer wieder* aktualisiert und aufgerufen, nicht nur *einmal* während der Gewaltsituation, sondern nahezu jedes Mal, wenn Agnes diese Körperhaltung mit dem Schwamm in der Hand beim Putzen einnahm. Das Einnehmen der gleichen Körperhaltung und das Putzen mit dem gleichen Gegenstand und eine ähnliche architektonische Umgebung (Fliesenboden) riefen olfaktorische, kinästhetische und taktile Erinnerungen auf den Plan, die dem deklarativen Gedächtnis zunächst nicht zugänglich waren; Erinnerungen, die zur Aktivierung und damit zu dem dissoziativen Erleben führten. Wenn Agnes diese Tätigkeit ausführte, erinnerte sich der Körper an die Platzanweisung. So mit wirkte der symbolische Akt, der mit der Arbeitsanweisung verbunden war, noch Jahre nach dem Ereignis. Agnes wurde somit in einen Zwangserinnerungsmodus versetzt. Die etablierte Hierarchie durfte nicht vergessen werden. *Das mnemotechnische Ereignis*. Darin besteht die traumatische Dimension. Durch die Praxis des Neuverhandelns und Überschreibens der Situation konnte eine teilweise Wiederaneignung des durch die Anrufung vereinnahmten Körpers einsetzen, und damit ein leibliches Vergessen des in den Leib eingeschriebenen Machtverhältnisses. Letzteres besteht konkret in dem hierarchischen Machtverhältnis zwischen dem Küchenchef und Agnes, in welches die Mächtigkeit und Hegemonie der institutionellen Ordnung und die diese Ordnung vitalisierenden *Dispositive der Macht* (ein Gesundheitsdispositiv⁵⁷ in der Überschneidung mit dem bürgerlichen Geschlechterdispositiv)⁵⁸ eingeschrieben ist.

Darüber hinaus macht das Beispiel deutlich, welche Dimensionen alltägliche Zuweisungen und Gesten als verdeckte Gewaltformen haben können: nämlich das Aktualisieren von womöglich erlebten offenen Gewalten, in diesem Fall Vergewaltigungen. Deswegen ist ein achtsamer, das heißt *macht- und herrschaftssensibler* Umgang besonders innerhalb realiter bestehender hierarchischer Strukturen wichtig. Dazu gehört das Anerkennen von Machtstrukturen und deren Wirken. In keinem Fall dürfen diese bagatellisiert oder negiert werden. Dies würde der Persistenz von symbolischer Gewalt Vorschub leisten.

57 | Vgl. Kap. 4.9.

58 | Vgl. Kap. 1.3, 1.3.1, 1.3.2 u. 1.5.

Die widerständige Praxis besteht in diesem Fall in einer Deterritorialisierung ihrer Sinne durch die imaginative Zurückweisung der mit der Anweisung verbundenen Anrufung und damit der Subjektivierung „weibliche Patientin“. Die darauf einsetzende parasympathische Enervierung (die Beine ließen locker und sie fühlte sich etwas mehr präsent), lässt darauf schließen, dass der Leib einen kleinen Baustein an bereits geschluckten Subjektivierungen bereits im Begriff ist zu vergessen.

7.3 TRAUMATISCHE DIMENSIONEN, UNBEHAGEN, WIDERSTÄNDIGKEIT: ZUSAMMENFASSUNG DER FALLBEISPIELE

Sowohl in ‚Fallbeispiel‘ 1, *Lena*, als auch in ‚Fallbeispiel‘ 2, *Hannah*, besteht die traumatische Dimension in der Einverleibung verobjektifizierender Bilder über den ‚weiblichen‘ Körper. Das Unbehagen äußert sich im Falle von *Lena* als Irritation darüber, dass Beine (nicht) auf ‚Sexy-Sein‘ reduziert sind, und in der ‚Symptombildung‘ der Anorexie. Im Falle von *Hannah* äußert sich Unbehagen über eine Entspannungshemmung des Bauchgewebes (Faszien) und der Muskulatur. Während die Praxis der Widerständigkeit im Falle von *Lena* in der Zurückweisung von Attribuierungen an den Körper über die Praxis des Erlebens der funktionalen Anatomie besteht, gestaltet sie sich im Falle von *Hannah* etwas komplexer: Die Strategie der Widerständigkeit besteht hier darin, die mit den einverleibten Bildern verbundene, in den Körper installierte Scham als machtvolles Scharnier zwischen dem Subjekt und der sozialen Ordnung, über die Decodierung des Affekts als Körperkonfiguration (*sensations*) in Zorn zu transformieren, eine motorische Verteidigungsbewegung einsetzen zu lassen, und somit die mit dem einverleibten Körperideal verbundene nervliche Aktivierung (*sensu* Levine, s.o.) zu reduzieren. Über Vibrationen und Entladungen konnte der Bauch im Deleuze’schen Sinne deterritorialisiert werden. Sowohl im Falle von *Lena* als auch im Falle von *Hannah* kann mit Nietzsche von einer Rückübersetzung in den ‚Originaltext‘ des Leibes gesprochen werden, und von einem widerständigen *shift of meaning* in Bezug auf das Körperteil.

„Fallbeispiel‘ 3, *Luise*, sollte illustrieren, wie die Einverleibung eines abendländischen Sexualitätsdiskurses eine Sexualität in *Termini* von Unterwerfung und Beschämung produziert, und eine traumatische Dimension für Frauen* erzeugen kann. Das Unbehagen besteht in dem Gefühl der Unbelebtheit und des Eingeschnürt-Seins, das *Luise* wie ein Korsett beschreibt. Die Irritation und damit der Ausgangspunkt für Widerständigkeit besteht in dem Bernicken des Hemmens der Energien und Intensitäten des Körpers über ein, ähnlich wie im Falle von *Hannah*, habitualisiertes Schamgefühl, welches an gängige Sexualitätsdiskurse gekoppelt ist. Die Strategie der Widerständigkeit besteht

hier in einem Umdeuten der Beckenbewegungen von „Sexualität“ weg und hin zu „Energien und Intensitäten“ sowie der damit verbundenen Entladung der Anspannung und einer daran anschließenden Trauerarbeit über die bislang gelebten Einschränkungen. Dadurch, dass die Beckenbewegungen in einen neutralen Kontext gestellt wurden, wurde ein ‚Darfschein‘ ausgeschrieben, und die Bewegungen konnten, die Zensur passierend, zu Ende geführt werden, damit in ein zitterndes Vibrieren (Entladungen) übergehen. Auch bei dem ‚Fallbeispiel‘ *Luise* handelte es sich um eine Rückübersetzung kulturell codierter Bedeutungen in den „Originaltext des Leibes“ (Nietzsche) sowie um eine Deterritorialisierung (Deleuze). Indem von dem einverleibten Symbolismus abgesehen wurde, konnte der Körper in einer „vibrierenden Ruhe“ (Lepecki) die in ihn eingeritzten Bedeutungen aktiv vergessen.

„Fallbeispiel‘ 4, *Said*, wiederum sollte die Überkreuzung verschiedener Differenzachsen⁵⁹ (Männlichkeit, *race*, soziale Schicht) und die Verobjektivierungskraft, die darin steckt, als Alltagstrauma illustrieren. Via symbolische Gewalt, verknüpft mit disziplinarischen, körperkartografierenden Praktiken (die Zusammenschaltung von Mensch und Instrument) im kapitalistischen Produktionsprozess wird eine traumatische Subjektivierung orchestriert. Das Unbehagen besteht hier in der ‚Symptombildung‘ *Tremor*, dem Gefühl, innerlich „abgestorben“ zu sein, und der unkontrollierten Wut. Die Irritation als widerständiger Impuls in dem Bemerken der eigenen Empfindsamkeit und Verwundbarkeit. Die Strategie der Widerständigkeit besteht hier in dem ‚Trakken‘ der nicht zu Ende geführten Verteidigungsimpulse in mehrfachen, sich ähnelnden Situationen von Repression. Auch hier scheint, mit Lepecki gesprochen, ein „vibrierender Körper“ sich diesmal den ‚kapitalistischen Männlichkeitsstress‘ von den betäubten Sinnen geblasen zu haben. In der „vibrierenden Ruhe“ (Lepecki 2000, s.o.) schien das einzusetzen, was als Anti-Dissoziation beziehungsweise als Auflösen der Dissoziation, nach Levine als „Herauskommen aus der Erstarrung“ (Levine 2006, s.o.) bezeichnet werden kann. Die (wiedergewonnene) Empfindsamkeit legt Zeugnis dafür ab. Die Zurückweisung der Anrufung als männlicher Arbeiter mit Migrationshintergrund ist hier als Lebendigkeitsstrategie wider den identitären Kohärenzzwang zu werten. Diese geht mit der Wiederaneignung der Körperempfindsamkeit als Anti-Dissoziativum einher.

„Fallbeispiel‘ 5, *Agnes*, soll die bereits in Kapitel 4 herausgearbeitete *mnenmotechnische* Dynamik von Identitätszuweisungen deutlich machen. *Mnemotechnik* wurde dort als *der* Dreh- und Angelpunkt zur Reproduktion sozialer Ordnungen klargestellt. Die traumatische Dimension besteht bei *Agnes* in der Zuweisung einer Identität als Patientin über die Anwendung symbolischer

59 | Zur Überschneidung der Differenzachsen im Konzept der Intersektionalität vgl. Degele 2009; Lutz et al. 2010.

Gewalt und die daran gebundene Zuweisung demütigender Körperhaltungen. Über die angeordnete Körperhaltung in der Verbindung mit symbolischer Gewalt wird besonders deutlich, wie sich Anrufungen ins Körpergedächtnis einprägen. *Agnes*, Unbehagen besteht in einer nach gängigen klinischen Schéma bezeichneten dissoziativen Störung (vgl. ICD10 2000: 173). Die Irritation und damit der Transformations- und Widerstandspunkt besteht in dem Aufscheinen einer neuen Deutungsmöglichkeit der erlebten Situation als soziale Gewalt, in einem Neuschreiben der Geschichte und einem darin enthaltenen Sich-zur-Wehr-Setzen gegen die Zuweisung einer Unterwerfungs- und Defizitidentität. Damit konnte eine Entspannung einsetzen und die Körperempfindung (*sensation*) zumindest teilweise zurückkommen. Auch hier besteht die anti-dissoziative Strategie in der Zurückweisung einer dem Leib aufgeprägten Identität als Deterritorialisierung oder aktive Praktik des Vergessens. Die wiederholt einsetzende Empfindung der Lebendigkeit scheint einmal mehr der Antipode zu einer Einordnungslust zu bilden.

7.4 SCHLUSSBEMERKUNG

Die Diskussion der Dokumentationen aus meiner therapeutischen Praxis sollen nicht nur illustrieren, wie gesellschaftliche Macht- und Kräfteverhältnisse mit Gefühlen in eine Komplizenschaft gehen und Körper affizieren können, sondern auch, wie es möglich sein kann, sich den in den Leib eingeschriebenen Ordnungen und Dynamiken zu entziehen. Soziale Ordnungen, ebenso die Geschlechterordnung, in ihrer Verknüpfung mit anderen aufgehaltenen Subjektpositionen (Butler), bedienen sich Kohärenz- und Identitätszwängen, die den Individuen mithin gewaltsam aufgeprägt werden. Die soziale Anerkennung, die über die Les- und Repräsentierbarkeit von Körpern gesichert wird, macht es mithin notwendig, sich immer wieder als das eindeutige Geschlecht, dass man sein soll, zu fühlen. Nichtsdestoweniger gehen soziale Ordnungen mit den Leibern, als empfundene Körper, keine totale Legierung ein. Ausbrüche und Fluchtlinien sind möglich. Es wurde hier vorgeschlagen, mit Bezug unter anderem auf Friedrich Nietzsches Leibkonzept sowie Gilles Deleuzes und Félix Guattaris (2002) Ausführungen zu De- und Reterritorialisierungen, zum organlosen Körper und zum Tier-Werden beziehungsweise André Lepeckis tanzwissenschaftlichen Ausführungen, zur *Mikroskopie der Ruhe* (2000) (die an Deleuze und Guattari anschließen), eine somatische Dimension zu kennzeichnen, die im Rahmen von bestimmten Körperwahrnehmungspraktiken geweckt werden kann. Die philosophischen Konzepte wurden mit den lebenswissenschaftlichen Thesen Levines (1998; 2006; 2011) verknüpft, um zum einen somatische Prozesse präzisieren zu können, zum anderen aber auch die gesellschaftliche Gemachtheit von Körpern im Sinne einer wechselseitigen

Durchdringung von *Sema* und *Soma* zu illuminieren. Mit Levine (2006) wie auch etwa mit dem anatomiebezogenen Bewegungskonzept von Bonnie Bainbridge Cohen (1993) kann die somatische Dimension, wenn diese auch nicht abseits ihrer machtvollen Durchdringung vollends verstehbar ist, gleichermaßen in unwillkürlichen Impulsen des Nervensystems, Diaphragmen, Organen, Knochen usw. in den Vordergrund rücken. Damit können Körperprozesse, wenn auch mit lebenswissenschaftlichen Begriffen belegt, erst zum Gegenstand soziologischer und letztlich erziehungswissenschaftlicher Auseinandersetzungen werden. Widerständigkeit entlang und gegen inkorporierte Sozialstrukturen speist sich letztlich daraus, dass den Körpern einerseits ein Gegendiskurs zur Verfügung gestellt wird – eine Hinwendung zu einer womöglich weniger sozial-affektiv verwinkelten Sprache – der Sprache der „Körperkonfigurationen“ (Levine 2006) etwa – und andererseits gegebene Körper als „energetische Loci“ (Grosz 1994), als plurale Intensitäten und Kräfte in der Lagen sind, Intensitäten zu entfalten, die sich mithin in unkontrollierbarer, überraschender Weise den Zuweisungen entgegenstemmen, krank werden, kollabieren, dissoziieren, zucken, weinen, lachen, zittern usw., und die somit eine liminale Dimension bilden, die sich nicht beliebig in soziale Prozesse integrieren lässt.

Diese somatische Dimension, in ihrer Kraft, sich sozial vereinnahmen zu lassen wie sich auch zu entziehen, ist Gegenstand dieser Studie und im Besonderen dieses Kapitels. Am Beispiel der Körpererfahrungen meiner geschätzten Klient_innen wurde hoffentlich deutlich, dass Körper zwar empfänglich sind, soziale Ordnungen anzunehmen, dass sie aber auch in der Lage sind, vorausgesetzt man nimmt den hier vorgeschlagenen soziosomatischen Blick ein (s.o.), Herrschaftsansprüche bloßzustellen, wenn diese ‚zu weit‘ gehen. Konkret: wenn Nerven dicht machen, Verwundbarkeiten unaushaltbar werden.

Widerständigkeit ergibt sich nicht zuletzt aus der Möglichkeit zur viel-perspektivischen Interpretation des offenen Leibes. Dies bedeutet, in Bezug auf die Positionierungen innerhalb von Machtstrukturen, nicht-hegemoniale Interpretationen von Körperimpulsen vorzunehmen. Das bedeutet weiter, ‚Fallgeschichten‘ hegemoniesensibel und -kritisch in Bezug auf die mit der Konstruktion von Identitäten einhergehenden gängigen Diskursfiguren zu lesen. Deswegen wurden die ‚Fallgeschichten‘ nicht schwerpunktmäßig vor dem Hintergrund von im weitesten Sinne psychologischen Theorien gelesen, die sich letztlich allzu oft Identitätsteleologischer Denkgebäude bedienen (vgl. Kap. 1.2), sondern vor dem Hintergrund genealogischer und poststukturalistisch informierter Macht- und Körpetheorien. Die in diesen Diskursen gängige Praxis der Kennzeichnung von Identitäten als Effekte von Machtverhältnissen und Zuschreibungen macht es möglich, ‚Symptombildungen‘ selbst als Zuweisung von Identitäten und Ausgeliefert-Sein an Kohärenzzwänge zu verstehen. Identitätsansprüche können darüber hinaus, weil sie über die Falldarstellungen als

dasjenige sichtbar werden, das Leiber *realiter* zu affizieren vermag, als Gewaltverhältnisse dechiffriert werden. Als die traumatische Dimension des Subjekts. Wider die *mnemotechnische* Vereinnahmung von Körpern durch Identitätsentwürfe (vgl. Kap. 5.8) hilft, so Nietzsche, die Kraft der Vergesslichkeit. Dafür gilt es zu wandern. Während die Kraft der Vergesslichkeit keine reine Metapher ist, sondern es wirklich *um eine Ausleibung von Körperedächtnisinhalten* geht, wie die Nietzsche-Lesart der ‚Fallbeispiele‘ zeigt, ist ‚der Wanderer‘ eine Metapher (Iwawaki-Riebel 2004). Wandern bedeutet, möglichst viele Perspektiven auf das eigene leibliche Geworden-Sein in einer rhythmisierenden Gleichzeitigkeit zuzulassen, bedeutet, sich auf ‚fremde‘ Erfahrungen einzulassen, um mit der neuen, einverleibten Erfahrung auf die alte zu blicken. Wandern als Fluchtpunkt betont die Leiblichkeit des Perspektivismus. Die Dimension der Erfahrung. Beim Wandern im rhythmisierenden Strudel von Erinnern und Vergessen setzt sich das Subjekt auch schon mal aufs Spiel.

Stefan Hirschauer, der zur „Unterbrechung des Konstruktionsprozesses von Geschlecht“ rät (Hirschauer 2001: 209), so dass die Asymmetrie zwischen Männern und Frauen neu konzipiert werden kann (ebd.), kann hier sprachwörtlich verstanden werden. Wenn Nietzsche von der „gesunde[n] leibhaftigen Vergesslichkeit“ spricht (Nietzsche zit. nach Iwawaki-Riebel 2004: 63), dann hält Nietzsche hier einen Leib für möglich, der der gesellschaftlichen Interpretation vorgängig ist. In diesem Sinne sind weder Körper noch Leiber ‚geschlechtlich‘ oder ‚sexuell‘ gegeben, dies sind bereits mögliche Interpretation. Körper sind dennoch als eine niemals interpretativ vollständig einzuholende natürliche Dimension gegeben. Der soziale Entwurf „Geschlecht“ als *mnemotechnische traumatische Subjektivierung* hinterlässt *Spuren* in und an dieser natürlichen Dimension. Ein Vergessen des Geschlechts ist demnach, das lässt sich nun aussprechen, ein zutiefst somatischer und leiblicher Vorgang – und im Sinne der Dekonstruktion von Geschlecht sehr nützlich. Das Vergessen des Geschlechts als Methode der Dekonstruktion kann also mit Nietzsche als zutiefst leiblich verstanden werden.

In Levines Differenzierung zwischen Emotionen und Körperkonfigurationen (Empfindungen) und dem Folgen der Körperkonfigurationen liegt – das will die Diskussion der Fallbeispiele deutlich machen – zumindest *ein* Schlüssel für eine widerständige Kraft der Vergesslichkeit, für die Ausleibung von Altem, für „ein wenig Stille, ein wenig *Tabula rasa* des Bewusstseins, damit wieder Platz wird für Neues“ (Nietzsche 1988: 46). Indem Körperimpulse benannt werden, können soziale Konditionierungen der Körper sich auf der somatischen Ebene, als Empfindungen, weiterbewegen, sich transformieren. Die Fokussierung hingegen auf die Affekte würde gleichsam die traumatische Spur vertiefen, und damit wie ein Verstärker der sozialen Konditionierungen des Körpers wirken. *Somatic Experiencing®* kann vor dem Hintergrund eines machtsensiblen und körperpolitischen Verständnisses, und eingespannt in ein

solches semantisches Netz, ein praktizierbares Modell für eine widerständige emanzipatorische Praxis, im Sinne der Ausleibung von *traumatisierenden Identitätsentwürfen*, darstellen. Praktiken der Widerständigkeit ergeben sich nicht zuletzt aus einem Decodieren der in den Leib hineingenommenen und zu Af fektien gewordenen Bedeutungen, kurz: *Körpergedächtniseffekte*.

Die vibrierenden Kräfte der Vergesslichkeit können als Anti-Dissoziationsstrategie deterritorialisierend wirken. Dissoziationen können, an die Perspektiven Nietzsches und Deleuzes und Guattaris angeschlossen, sowohl als Schutzmechanismen vor Reterritorialisierungsversuchen gesehen werden als auch als Einfallstor für die Körpergedächtnisbildung selbst. Denn: Das Subjekt bildet, so kann man nun folgern, in dieser (Selbst-)Schutzbewegung sein Gedächtnis (*Mnemotechnik*). Dissoziationen sind somit einer der Dreh- und Angelpunkte für Vergesellschaftungen des Körpers wie auch für Widerständigkeiten.

Tier-Werden, hier von mir als zuckende, fauchende, vibrierende, weinende, lachende Körper diskutiert, ist womöglich eine Strategie in der Zurückweisung auferlegter Individualisierung (vgl. Foucault 1999: 171). Sich *als* Katze zu schütteln (nicht wie eine Katze), *als* Wolf zu knurren, *Es* zu werden, sich zu entsubjektivieren, bedeutet sich von sozial konstruierten vergeschlechtlichten Gefühlen zu befreien, die einen traumatischen Code bilden, der den Körper besetzt, ohne jemals davon eine totale Freiheit zu erlangen. Übersetzt in die Sprache der Empfindungen, sind sie – so will zumindest Levines Modell glauben machen – decodierbar und transformierbar. Vielperspektivisch wie hegemoniekritisch angelegte reflexive Leibbeobachtungen, wie sie am Beispiel von SE illustriert wurden, können mit Foucault als transformative Selbstpraktiken philosophisch eingeholt werden. Auf diese Weise kann die erfahrbare somatische Dimension von Vergesellschaftungen zu einer kritischen Kraft werden.